Zur Aufrechterhaltung der Ordnung

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an wel geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zah anderfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfa

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abon ten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Ku gung auszusprechen und das etwa restirende Lesegel berichtigen ist

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch öfter als **einmal** wochentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bü verabfolgt als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dring die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht d sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreiche zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und schlechtem Wetter dafür zu sorgen, daß sie nicht naß we

Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beansp für beschädigte oder beschmutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Mor bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gä geschlossen.

Altonaer Leihbibliothek

A. Olitsch (vormals A. B. Laeisz.)

Rathhausmarkt 30.

Extrabücher kosten seit dem 1. August für 1 Tag

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/viola31fels

Viola.

Dritter Band.

RBR
Jantz
#1018
bd. 3

Viola.

Roman

von

Egon Fels.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1883.

1.

Hinterlist.

„Verzeihen Sie mir, Miß Werner, die Freiheit, die ich mir genommen," begann Celinde, wenig Schritte von ihrer Dame stehen bleibend.

„Es war nothwendig, um uns vor allen Lauscherohren sicher zu stellen.

Ach, mein Gott! wie elend Sie aussehen! Ihre schönen Augen sind ganz verschwollen vom Weinen!

Ach! ängstigen Sie sich nur nicht gar so sehr! Es wird noch Alles, Alles gut werden, wenn Sie mir nur vertrauen wollen."

Das aber war es gerade, was für Viola nicht leicht war. Sie mochte die elegante, wortgewandte Zofe eigentlich niemals recht leiden. Sie fühlte

eine innere Warnung, ihr zu vertrauen, in diesem Momente stärker als je in sich sprechen.

Sie winkte daher abwehrend mit der Hand und sagte ernst, aber nicht unfreundlich, sie wünsche allein zu sein und werde klingeln, wenn sie irgendwie ihrer bedürfe.

„Ach, Miß Werner!“ rief Celinde weinerlich. „Sie sollten nicht so hart gegen mich, nicht so unklug sein, mich von sich zu senden. Ich bin hier im Hause,“ fuhr sie mit vielem Selbstbewußtsein fort, „unter all' dem Volke, das mehr oder weniger unserer Lady zu Spionen dient, Ihre einzige Freundin und mich dünkt, Sie könnten eine Solche in Ihrer Lage mehr als nöthig gebrauchen.“

„Wie meinen Sie das? Was wissen Sie von meiner Lage?“ fragte Viola, aufmerksam werdend und ihre Stellung wechselnd.

„Nun, wie soll ich diese nicht kennen? Bin ja expreß zu Ihrer Hüterin, Ihrer Gefangenwärterin so zu sagen, von unserer bösen Lady angestellt worden.

Ich bin beauftragt, Sie Tag und Nacht zu bewachen, damit ihr das schöne Vögelchen, daß sie in einem Irrenhause verschwinden lassen will, nicht etwa früher entwischt, ehe sie mit ihrem

Gelde einen geeigneten Helfershelfer ihrer Schandthat erkauft hat und mit diesem zurück kommt."

„Und dies Amt haben Sie angenommen?" fragte Viola voll Verachtung. „Schämen Sie sich nicht, mir, die ich immer gütig gegen Sie war, dies selbst in das Gesicht zu sagen?"

„Nein! Ganz und gar nicht," erwiderte Celinde leichtfertigen Tones.

„Warum sollte ich mich dessen schämen, hab gar keine Ursache dazu. That ich es nicht, so übernahm dies schöne Amt eine Andere, wobei Sie sicher Diejenige wären, die am Schlimmsten weggekommen sein würde.

Sie sollten mich aber gar nicht darnach, sondern nur fragen, ob ich auch gewillt bin, den übernommenen Posten getreulich, das will sagen, im Sinne der Lady zu verwalten, und da würde ich sagen: Nein! Und tausend Mal nein!"

Viola schnellte von ihrem Sitze empor wie electrisirt und eilte auf das Mädchen zu, um, ihre Hand erfassend, auszurufen:

„O, Celinde! Wirklich? Wollen Sie mir beistehen? Wollen Sie mich retten?"

„Freilich will ich. Das heißt, Miß Werner, wenn Sie es mir gestatten, wenn Sie Vertrauen, volles Vertrauen zu mir haben wollen. Nur

dadurch wird es mir gelingen, denn Ihre Lage ist, darüber täuschen Sie sich ja nicht, sehr gefährlich."

„O, ich weiß es, Celinde! Ich weiß, ich bin ganz schutzlos dem bösen Willen der Lady Denham preisgegeben. Dennoch kann ich nicht glauben, daß sie irgend einen Arzt finden wird, der seine Wissenschaft so mißbrauchen könnte, mich die vollkommen Gesunde, für geisteskrank zu erklären. Das ist ja ganz unmöglich!"

„Bauen Sie lieber nicht so fest auf diese Unmöglichkeit, Miß Werner. Es kommt immer ganz darauf an, wohin und an wen sich Lady Denham mit ihren Wünschen wendet.

Glauben Sie mir vor Allem, daß sie stets durchzusetzen weiß, was sie will, und so geizig sie ist, kommt es ihr in derlei Fällen nicht auf das Geld an, was es kostet.

Man hat mir gesagt, es gäbe hier in England so gut wie in Frankreich gewisse Aerzte, die für Geld Alles vollbringen, was man von ihnen fordert, soweit es in ihre Wissenschaft schlägt. Man erläuterte mir diese Behauptung auch mit einem Beispiele, das zu eclatant ist und zu sehr gerade auf Ihren Fall paßt, um daß ich es Ihnen vorenthalten sollte, obgleich ich denen

zu schweigen versprach, die es mir mittheilten.

Sie haben ja wohl Mr. Meinel in den Gesellschaften kennen gelernt, nicht wahr?"

„Ja, ich tanzte sogar mit ihm."

„Nun, dieser Herr, er ist der fünfte Sohn eines Lord, war arm wie eine Kirchenmaus, ward aber von seiner Familie pousirt und mit einer reichen, ganz allein stehenden Erbin verheirathet. Diese Erbin hatte jedoch einen sehr gewissenhaften Vormund, der es durchsetzte, daß sie nicht auf Gütergemeinschaft heirathete, sondern, daß ihr — sie hatte den Charakter dazu — die eigene Verwaltung ihres Vermögens gesichert blieb. Dann legte sich der Vormund hin und starb. Anfangs war die Ehe eitel Glück und Wonne, als aber Mr. Meinel, der ein Spieler und Verschwender war, finden mußte, daß seine junge Frau nicht so rasch im Geben war, wie er im Durchbringen ihres Geldes; als sie sich erlaubte, ihm Vorstellungen zu machen, und als diese nichts nützten, ihm entschieden die weiteren Mittel zur Verschwendung und zum Spielen verweigerte, da nahm das Glück ein nur zu schnelles Ende. Die junge Frau ward krank, es hieß, sie habe die Gehirnentzündung, dann verschwand sie im Irren-

hause. Zwei Aerzte hatten ihr Zeugniß über completten Irrsinn abgegeben. Der Herr Gemahl erhielt die Verwaltung ihres Vermögens zugesprochen.

Er hatte erreicht, wonach er getrachtet. Die Unglückliche schmachtet seit zehn Jahren im Irrenhause und soll, wie mich meine Berichterstatterin, eine ehemalige Dienerin von ihr, auf Ehre und Seligkeit versicherte, Anfangs so gesund wie wir gewesen sein. Jetzt freilich soll sie an zeitweiligen Anfällen von Geistesstörung leiden, was gewiß nach einem Aufenthalte unter lauter Verrückten, während eines so langen Zeitraumes, nicht zum Verwundern ist."

„Entsetzlich!" stöhnte Viola. „Führt denn aber der Staat gar keine Controle über diese Anstalten?"

„O ja, das wohl. Es finden in unbestimmten Zwischenräumen Inspectionen statt, aber Aerzte, die sich mit Einkerkerung Gesunder beschäftigen, haben ihre Spione bei der Regierung, werden also zu rechter Zeit von dem benachrichtigt, was sie zu erwarten haben, und gewinnen so Zeit, sich und ihre vorgeblichen Kranken vorzubereiten. Man sagt, es gäbe Mittel, um einen jeden Gesunden auf eine gewisse Zeitdauer so toll wie

einen Märzhasen zu machen. Der Inspector findet also lauter Verückte in der Anstalt. Die Gefahr ist vorrüber. Der Inspector geht, stolz im Gefühl vollbrachter Pflicht, und die mit Gewalt zu Verrückten Gemachten können langsam wieder gesund werden, wenn ihnen das möglich ist, denn wenn derartige Mittel zu oft angewendet werden müssen, sollen sie wirklichen Wahnsinn für das Opfer mit sich bringen."

„Mein Gott! Mein Gott! Wie fürchterlich! Und dies stände auch mir bevor, wenn —? O Celinde! Wollen Sie, können Sie mich retten, so thun Sie es, thun Sie es um Gottes Barmherzigkeit Willen! Der Allmächtige wird Sie dafür segnen!" rief Viola, in ihrer Todesangst vor so furchtbarem Geschick, beide Hände des Mädchens erfassend und diese mit einem Blicke inständigen Flehens anschauend, der Steine hätte erweichen können.

Celinde vermochte es nicht, diesem Blicke Stand zu halten. Sie erwiderte, ihre Augen zu Boden senkend:

„Das will ich ja, deshalb allein bin ich gekommen! Sie müssen fliehen, schleunigst fliehen!"

„O, wenn ich das kann! Ich verlange nichts Besseres! Ich will fort, sogleich, auf der

Stelle, wenn Sie mir nur behülflich sein wollen."

Damit wendete Viola sich ab, um sogleich an's Werk zu gehen.

Aber Celinde hielt sie zurück und sagte:

„Nicht doch, Miß Werner. Sie würden nicht einmal bis vor das Thor gelangen. Man wird Sie nicht gehen lassen. Ihre Flucht muß sorgfältig vorbereitet werden und in der Nacht stattfinden.

Sie müssen spurlos verschwinden, ohne daß Jemand eine Ahnung davon erhält, wie Sie fort und wohin Sie gekommen.

Bereiten Sie vor, was Sie mitnehmen wollen, und verhalten Sie sich ganz still und ruhig. Ich werde Sie wieder einschließen und Ihr Zimmer nicht eher betreten, als eine Stunde nach Mitternacht, wenn ich komme, Sie abzuholen.

John, der Groom, ist mir ergeben, er wird Ihren Koffer abholen, der deshalb nicht gar zu groß und schwer sein darf, damit die Last seine Kräfte nicht übersteigt.

Er wird Sie im Dogcart nach der Station fahren. Der Nachtzug fährt zwei Uhr fünf Minuten.

Man wird Ihnen zur gewöhnlichen Zeit das

Diner serviren, sprechen Sie am besten mit der Dienerin, die es Ihnen bringen wird, gar nicht und zeigen Sie sich, um keinen Verdacht zu erwecken, sehr niedergeschlagen.

Man muß glauben, Sie hätten sich ganz verzweifelt in Ihr Schicksal ergeben.

Begreiflicherweise hat Niemand von den wahren Absichten der Lady eine Ahnung und betrachtet Sie nur als entschieden in Ungnade gefallen und verstoßen.

Zur Nachttoilette werde ich, um jeden Verdacht, Ihnen fortgeholfen zu haben, von mir abzulenken, die Anne Tobsy, Mylady's eigene Zofe, senden. Ich muß außerdem meine Zeit zusammen nehmen, denn ich will auch meine Abreise, obgleich nach einer anderen Richtung hin, vorbereiten, da ich es jedenfalls vorziehen werde, dem kommenden Sturme aus dem Wege zu gehen."

„O Celinde! Dann verlieren Sie also um meinetwillen einen guten Dienst. Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen —"

„Nein, Miß Werner, um keinen Preis!" fiel Celinde, ihre Absicht errathend, ihr unter lebhaftem Erröthen und die Augen scheu zu Boden senkend ins Wort. „Ich nehme nichts von Ihnen an. Sie werden all' Ihr Geld selbst brauchen, denn

— Sie denken doch wohl nicht etwa in England zu bleiben?“ und forschend bohrte sich hier plötzlich Celinden's listiger Blick in Viola's Züge.

„Nein, Gott behüte mich! Ich gedenke sofort in's Ausland zu gehen,“ erwiderte sie rasch.

„Haben Sie auch schon überlegt, wohin? Was werden Sie überhaupt beginnen?“

„Wohin ich gehe? Gott weiß es! Er wird mich führen und leiten!“ und Viola erhob mit gläubiger Frömmigkeit den Blick zum Himmel, wo sie sicher war, den Beschützer und Behüter ihrer Unschuld zu finden.

Celinde schien sich offenbar dabei sehr unbehaglich zu befinden und drängte noch einmal: „Aber in's Ausland gehen Sie doch wohl ganz gewiß. Bedenken Sie, welch' schlimme und beharrliche Feindin Sie hier zurücklassen und wie weit ein Arm reicht, dem hohe Stellung und großer Reichthum zur Seite stehen.“

„Gewiß, Celinde, seien Sie ganz ruhig. Ich werde direct nach Dover fahren, um mich von dort auf dem ersten abgehenden Schiffe nach dem Continente zu begeben.“

„Ah, daran thuen Sie sehr recht!“ rief hoch erfreut und erleichtert Celinde. „Ich fürchtete

eigentlich, Sie würden es vorziehen, sich nach Denham Place unter den Schutz Ihrer dortigen Freunde zu begeben."

„Nein. Ich dachte allerdings einen Augenblick daran, aber ich bezweifle, daß mich Mr. Frompton, unter dessen Schutz ich mich doch allein begeben könnte, nachhaltig genug gegen seine Patronin, die Lady, würde beschützen können. So würde ich ihm nur Verlegenheiten und endlosen Aerger bereiten. Deshalb habe ich den Gedanken aufgegeben."

„Sie thun sehr recht daran," wiederholte mit Nachdruck Celinde. „Sind Sie zu so weiter Reise auch hinreichend mit Geld versehen? Sonst kann ich mit Ihnen meine Baarschaft theilen, wenn Sie mir nur die Ehre erzeigen wollen, die kleine Hülfe, die ich Ihnen bieten kann, von mir anzunehmen.

Ich habe mir hundert Pfund erspart und bin gewiß, daß ich nicht die Hälfte davon brauchen werde, denn lange, ehe ich den Boden meiner Sparkasse sehe, bin ich sicher wieder in einer guten Stelle."

Das Mädchen hatte mit großer Hast und solchem Eifer gesprochen, daß Viola vergebens versuchte, die schnelle Rede zu unterbrechen, um

ihre Ablehnung des ihr sehr großmüthig und uneigennützig vorkommenden Vorschlages anzubringen, ihr gutes Herz war ganz gerührt dadurch, wie von der eben so unerwarteten Hilfe und Theilnahme, die ihr von einer Person ward, der sie stets mißtraut hatte. Sie schämte sich jetzt dessen und meinte, ihr schweres Unrecht damit gethan zu haben.

Wie konnte sie auch anders, was wußte sie, die Unschuldige, Unerfahrene, von der tiefen Verworfenheit dieser Creatur.

„Ich danke Ihnen herzlich, liebe Celinde," erwiderte sie mit Wärme, „für Ihre große Güte, aber ich bedarf das Geld nicht. Ich bin mehr als hinreichend versehen für die erste Zeit."

„Nun, desto besser! Sie haben ja überdies für später Ihre Juwelen, die Sie verkaufen können." —

Und ein lauernder Blick schoß unter den gesenkten Lidern hervor auf Viola.

Diese erhob stolz den Kopf und erwiderte zurechtweisend:

„Sie irren, meine Liebe. Ich werde von alldem, was mir Lady Denham, ich darf wohl sagen, nicht zu meinem Vergnügen, sondern größtentheils sehr wider meinen Willen aufgedrungen hat, nicht

den kleinsten, werthlosesten Gegenstand mit mir nehmen. Am Allerwenigsten aber die Juwelen. Ich lasse alles zurück, was aus jener ungerechten Hand stammt. Sie wissen, der kleine gelbe Koffer, den Sie auf meinen Wunsch in einem Winkel bargen, enthält alle Kleider und Wäsche, welche ich von Denham Place mitbrachte.

Mein Gepäck ist also bereits fertig, es ist wenig, nur Kleinigkeiten noch hinzuzufügen. Die Schlüssel zu allen Schränken werde ich Ihnen übergeben, den zur Schmuckchatulle jedoch in einen Abschiedsbrief an Lady Denham einschließen, den Sie ihr, mit sammt den anderen Schlüsseln, bei ihrer Rückkehr übergeben sollen."

„Wenn ich noch hier bin, Miß Werner, was ich sehr bezweifle," fiel Celinde rasch ein.

„Ach ja, Sie haben Recht. Nun, so werde ich das Alles auf meiner Toilette zurücklassen.

Die Dienerschaft verdient ja alles Vertrauen und außerdem wird auch Niemand wagen, einen an Lady Denham gerichteten Brief zu unterschlagen."

„O nein, gewiß nicht," versetzte Celinde sehr zuversichtlich, wobei ein blitzschnell wieder verschwindendes triumphirendes Leuchten die listigen Augen erhellte und flüchtiges Lächeln des Spottes ihren Mund umspielte.

Viola bemerkte Beides nicht, denn sie schaute nachdenkend hinaus in die Ferne.

Plötzlich wendete sie sich rasch wieder der sie lauernd Beobachtenden zu und sagte sehr ernst:

„Eines nur beunruhigt mich schwer. Doch setze ich auch dabei meine ganze Hoffnung, mein volles Vertrauen auf Ihre hilfreiche Güte."

„O, wenn ich Ihnen helfen kann, theuerste Miß Werner, dann befehlen Sie mir! Sie wissen, daß Sie ganz auf mich rechnen können. Sprechen Sie schnell, womit kann ich Ihnen noch dienen?" rief Celinde im vollsten Eifer und voll athemloser Erwartung dessen, was sie hören sollte.

Gleich einem Jagdhunde, der das Wild wittert, hob sie das zierliche, ein wenig aufgestülpte Näschen, sie ahnte ein neues Objekt für ihre gewissenlose Verrätherei, einen neuen Vortheil für ihre unersättliche Habsucht und Geldgier.

Bewegt reichte Viola ihr die Rechte und drückte die Hand der Verrätherin voll inniger Dankbarkeit, denn getäuscht, wie sie war, mußte sie diesen sichtlichen Eifer von einer ganz anderen Seite auffassen.

„So hören Sie denn, liebe Celinde," begann sie in sehr bewegtem Tone. „Sie werden begreifen, daß mir Alles daran liegen muß, der

Gefahr, von meinem Vormunde Lord Denham, falsch beurtheilt zu werden, zu entgehen. Deshalb ist es durchaus nothwendig, daß ein wahrheitsgetreuer Bericht über die Vorgänge vor meiner Flucht und deren Ursache, sicher in seine Hände gelangt.

Nun werde ich zwar sogleich einen solchen Bericht schreiben und ihn, da ich eine neue Adresse erst mit meines Vormundes nächstem Briefe erwarte, an die alte Adresse senden.

Sir Frank wird aber diesen Ort bereits längst verlassen haben, so ist es also sehr wahrscheinlich, daß dieser Brief ihn verfehlt und verloren geht. Ich werde zwar auf der Post eine Adresse aufgeben, wohin man mir die für mich aus Amerika anlangenden Briefe sofort nachsenden soll, doch muß ich Lady Denham nach dem, was sie mir gethan und thun will, zu Allem fähig halten, und werde gut thun, mich auf die Wahrscheinlichkeit vorzubereiten, daß sie es verhindern wird, daß ferner Briefe von Lord Denham an mich gelangen und ich sonach verhindert bin, weiter mit ihm zu correspondiren.

Ich muß daher darauf bedacht sein, daß der Lord bei seiner Rückkehr durch treue Hand so schnell als möglich einen solchen Bericht erhält

und somit allen etwaigen Entstellungen der Wahrheit von Seiten der Lady Denham, erfolgreich vorgebeugt wird.

Denn ich bin gewiß, daß sie es versuchen wird, mir aus der beklagenswerthen Unvorsichtigkeit, in die ich mich durch sie treiben ließ, ein Verbrechen zu machen, um mir die unschätzbare Zuneigung und Achtung meines Vormundes dadurch zu rauben.

Ich muß ihr durch eine klare Darlegung der ganzen unglücklichen Zeit, die ich gezwungen an ihrer Seite verlebte und aller meiner Handlungen während derselben zuvorkommen.

Gelingt mir dies nicht, so bin ich verloren und mein Leben für immer geknickt.

Diesen Bericht, der mir mehr, weit mehr retten soll, als mein Leben, als meine Freiheit, die Ihre Güte mir zurückgeben will — darf ich ihn vertrauensvoll in Ihre Hand legen, Celinde? Und werden Sie ihn getreulich verborgen halten und ihn so schnell, als Sie Lord Denham bei seiner Rückkehr nur zu erreichen vermögen, in seine eigenen Hände liefern?"

Celinden's Augen funkelten wie die einer Katze, welche eine Maus, die sie schon lange belauerte, ohne sie erreichen zu können, endlich aus ihrem

sicheren Verstecke hervorkommen und zutraulich ihren Krallen entgegenlaufen sieht.

Sie fühlte dies selbst, denn sie bedeckte ihre Augen hastig mit dem Tuche und that, als sei sie sehr bewegt und habe Thränen zu trocknen, wobei sie mit einer Stimme, der sie mit vollendeter Geschicklichkeit — die auch eine schärfere Beobachterin getäuscht haben würde, als die arme, arglose Viola besonders in diesem Augenblicke war, wo es sich um das Wichtigste, Theuerste für Sie handelte — den vollen Herzenston zu geben wußte, hervorschluchzte.

„O, Miß Werner! Wie rührt mich Ihr Vertrauen im tiefsten Herzen. Gewiß, ich werde es nicht täuschen! Geben Sie mir den Brief, ich will ihn hüten, ihn bewahren wie meinen Augapfel, und er soll sicher in Lord Denham's Hand gelangen.

Gewiß, es soll der bösen Lady nimmermehr gelingen, Sie bei Mylord anzuschwärzen. Nichts ist übrigens leichter als das. Ich habe Freunde genug unter der Dienerschaft des Hauses. Ich werde also den Tag der Rückkehr des Herrn schon im Voraus erfahren können und wenn ich aus dem besten Dienste fortlaufen sollte, zur rechten Zeit zur Stelle sein, um den wichtigen, mir an-

vertrauten Brief im Augenblicke seiner Ankunft in seine Hände zu legen."

„O, Celinde!" rief Viola weinend und umarmte schwesterlich die Elende.

„Sie geben mir mit diesem Versprechen mehr, als meine Freiheit und mein Leben. Der Gedanke, von ihm verkannt und verachtet zu werden, wäre tausendfacher Tod für mich!"

Celinde ließ sich ruhig umarmen und abermals erschien, ungesehen von Viola, ein böses Lächeln heimtückischen Triumphes auf ihrem Gesicht.

Auf einmal rief sie, wie von einem ihr plötzlich aufgestiegenen Gedanken berührt.

„Miß Werner! Sie lieben Lord Denham!"

Viola zuckte zusammen und ihr bleiches Gesicht war im Nu wie in Blut getaucht. Der Stolz bäumte sich wild in ihr empor über diese Dreistigkeit der Dienerin, der sie doch in einem Augenblicke, wo sie ganz und gar deren guten Willen preisgegeben war, nicht zürnen konnte.

So schwieg sie denn mit Ueberwindung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Celinde aber beachtete diese nicht und fuhr mit einem förmlichen Jubel fort:

„Wie herrlich wäre es, würden Sie Lady Denham —"

„Still, Celinde, Sie vergessen sich," unterbrach sie gebieterisch Viola, setzte aber mild und sanft sogleich hinzu, „und vergessen meine eigene Stellung. Sie wissen, ich bin die arme Waise eines deutschen Gelehrten, die von der Gnade Lord Denhams erhalten und erzogen wurde. Was Sie da anzudeuten sich erlaubten, ist unmöglich. Zwischen Sir Frank und mir gähnt eine weite, ungeheure, unausfüllbare Kluft."

„Verzeihung, Miß Werner, für meine Dreistigkeit, aber — da irren Sie sich doch wohl. Die Liebe soll ja, wie die heilige Schrift sagt, Berge zu versetzen vermögen, warum soll sie nicht auch eine noch dazu mehr eingebildete Kluft der Standesvorurtheile zu überbrücken vermögen?"

„Brechen wir davon ab, Celinde, dies Gespräch ist mehr als peinvoll für mich. Ueberdies haben Sie in allen Ihren Voraussetzungen Unrecht. Lord Denham liebt mich nicht."

„O, da irren Sie sich, theuerste Miß Werner, nicht ich. Ich bin dessen fast ganz sicher. Denn der Haß, welchen Lady Denham gegen Sie hegt, ist es nicht der sicherste, gewisseste Beweis dafür?"

Viola erbebte bei dieser, mit so bestimmter Sicher-

heit ausgesprochenen Behauptung, die blitzesgleich ihr mit einem Male das Räthsel löste, dem sie lange nachgegrübelt.

Wäre es wirklich so? Konnte es möglich sein? Das wäre allerdings eine vollgültige Erklärung aller Widersprüche im Wesen der Lady Denham. War es so, und wußte oder ahnte seine Mutter diese Liebe, dann wußte Viola, warum sie wahnsinnig sein sollte.

Die intriguante Frau hatte das Mädchen, das ihr als Tochter nicht willkommen gewesen wäre, herausgerissen aus den Frieden der stillen Heimath, und ihr mit den Blumen einer falschen, heuchlerischen Zärtlichkeit den Abgrund verdeckt, in den sie hinabstürzen sollte. Das war es? das war es also? —

Viola schwindelte, sie mußte sich niedersetzen. Zuviel war es, was mit einem Male auf sie einstürmte, unnennbares Entzücken kämpfte mit Entsetzen und Grauen in ihrer Seele um den Vorrang.

Ach! das Entzücken war nur zu kurz, der kalte Verstand erhob seine gewichtige Stimme und schalt sie thöricht, es war ja undenkbar, zu groß wäre solches Glück gewesen, wie hatte sie nur einen kurzen Moment daran glauben können? Würde

dann Sir Frank sie auf so lange verlassen haben? Nein, er dachte nicht daran, sie war eine leichtgläubige Närrin.

Freilich war es nicht gerade unmöglich, daß seine Mutter dergleichen fürchtete, und das mochte dann ihren Haß erregt und sie zu all' den Intriguen veranlaßt haben.

Celinde hatte sie lauernd beobachtet und wollte nun mit neuen darauf bezüglichen Reden beginnen, aber Viola schnitt ihr in sehr ernstem Tone das Wort ab.

„Genug, Celinde, ich will davon nichts weiter hören. Und nun, meine Liebe, bitte ich Sie, mich zu verlassen. Ich muß allein sein, um meine Gedanken sammeln zu können. Sie wissen, ich habe Vieles und Wichtiges zu schreiben."

„Nun, wie Sie wollen, Miß Werner. Doch die Sache wäre eigentlich werth, näher beleuch— Nein, nein, bitte, werden Sie nicht ungeduldig, ich schweige ja schon. Ich gehe denn jetzt. Man wird Ihnen das Diner in's Zimmer bringen. Nehmen Sie sich vor den Spionen und vor allem vor der falschen Katze, der Anna Tobsy, in Acht. Also, auf Wiedersehen nach Mitternacht, halten Sie sich mit dem Glockenschlage eins parat."

Damit verbeugte sie sich und ging sehr ver-

gnügt, um draußen vor der Thüre ein wenig stehen bleibend, noch leise in sich hineinkichernd und mit dem Kopfe nickend, ihren Triumpf zu genießen, während sie langsam die Thüre hinter sich verschloß.

Als sie sich endlich in Bewegung setzte, murmelte sie in sich hinein:

„Herrlich! herrlich! Das ist ein kostbarer Tag für mich, die letzte Entdeckung war die beste von allen. Da habe ich mir den Kopf fast zerbrochen um heraus zu kriegen, was die Alte eigentlich gegen die Miß hat, und konnte nichts entdecken. Man ist doch manchmal recht dumm, sucht in weiter Ferne, was einem auf der Hand, und geradezu vor der Nase liegt. —

Na, das wird meinen Beutel nicht übel füllen. Ei! meine liebe Lady Denham! Warten Sie, ich werde Sie schröpfen. Ei! Wie sollen Sie mir bluten müssen.

Und dann neben der Summe, die Sie mir gegeben, um Jener fortzuhelfen, und die diese nicht braucht, meine — ersparten hundert Pfund, hahaha!

Na, ich kann sie brauchen, was weiß denn die Alte, ob ich sie abgeliefert oder für mich behalten habe? Hatte ja zum ersten wenigstens

den besten Willen, wollte es ihr geben, die Hälfte freilich nur — ei, ich mußte doch auch etwas für meine Mühe haben.

Nun, sie braucht es also nicht, desto besser, zurückgeben das Ganze an den Geizdrachen?

Warum nicht gar! Solche Närrin ist Celinde nicht! — Da ist nun auch noch das Kästchen, das —"

Die Thür ihres eigenen Zimmers, in das sie eben eintrat, schloß sich hinter ihr und ihrem Selbstgespräche.

2.

Die Briefe.

Wie die Flucht vorbereitet worden war, wurde sie ausgeführt und gelang. Celinde begleitete ihre Dame selbst nach der Station, wo sich diese unter tausend Danksagungen und Segenswünschen von ihrer vermeintlichen Retterin trennte.

Celinde blieb noch auf dem Perron stehen und schaute dem davon brausenden Zuge nach, wobei sie der aus ihrem Fenster blickenden Viola ihre heuchlerischen Grüße mit dem Taschentuche zuwehte.

Hätte die arme, so schmählich Getäuschte jetzt das Antlitz der Verrätherin sehen können, das von einem wahrhaft teuflischen Triumphe strahlte, sie würde minder vertrauend, vielmehr voll recht

trüber Ahnungen hinausgefahren sein in die unbekannte Zukunft, die sich vor ihr öffnete.

Sowie der Train den Bahnhof verlassen hatte, griff Celinde in ihre Tasche, zog ein Papier hervor und trat in das Telegraphenbüreau.

Der Zettel erwies sich als eine an Lady Denham gerichtete Depesche, die nur die wenigen Worte enthielt:

„Alles nach Wunsch ausgeführt."

Das war Alles, kein Wort mehr, keines weniger.

Lady Denham war am Spätnachmittag in London angekommen und hatte, als sie schlafen ging, dem Haushofmeister den Befehl ertheilt, wenn eine Depesche in der Nacht für sie ankomme, Alles zu ihrer Rückreise für den folgenden Morgen vorbereiten zu lassen.

Celinde war, sobald sie aus der Station trat, wohlgemuth in den Wagen gesprungen und nach Grange Manôr zurückgefahren.

Die Zeit während der Rückfahrt vertrieb ihr ein sehr animirtes, etwas zärtlich angehauchtes Gespräch mit ihrem Verehrer John, der in die hübsche, kecke Französin bis über die Ohren verliebt war und für sie durch's Feuer gegangen wäre, hätte sie es verlangt, während sie nur

in Ermangelung eines besseren Anbeters mit ihm spielte.

Nach Grange Manôr zurückgekehrt, begab sie sich sofort wieder nach Viola's Zimmern, die sie bei deren Abreise sorgfältig verschlossen hatte, doch benutzte sie dazu den Eingang von ihrem Zimmer aus, damit ja Niemand sie dabei erblickte.

Sie gebrauchte sogar die Vorsicht, kein Licht mit sich zu nehmen. Sie hatte sich gut genug gemerkt, wo das sich befand, was sie zu haben wünschte, und konnte es im Finstern finden.

Sie blieb nicht lange in den dunklen Zimmern, die sie sorgfältig wieder verschloß. Dann trat sie in den Lichtkreis ihrer Lampe und stellte einen mit violettem Sammet überzogenen, an den Ecken mit Silber beschlagenen Schmuckkasten auf den Tisch.

Hierauf zog sie aus ihrer Tasche drei Briefe, die sie nebst einem Zettel, worauf Viola ihr die Adresse geschrieben, an welche sie die Nachricht von der Ankunft Lord Denham's in London, wenn diese erfolgt sei, sofort melden solle, — es war die ihres ehemaligen Lehrers, des Professor Arnold in M. — auf den Tisch legte.

Nun zog sie einen Stuhl herbei, in den sie

sich niederließ, worauf sie den einen der Briefe, welcher Lady Denham's Adresse trug, ohne Weiteres erbrach.

Der Schlüssel des Schmuckkastens fiel ihr daraus entgegen.

Sie überflog das Schreiben flüchtig, worauf sie es über die Lampe hielt und das brennende Blatt neben sich in den Kamin warf.

Mit spöttischem Lächeln sah sie zu, wie die Flamme es verzehrte. Als nur noch die Asche davon übrig war, sagte sie:

„So, das wäre beseitigt. Zu viel des Dankes für aufgedrungene Wohlthaten, die noch dazu nicht aus Güte gespendet wurden, sondern den verwerflichsten Zwecken dienten.

Nein, Miß Werner, Sie sind allzu zahm, Lady Denham ist Ihres Dankes nicht werth. Und was diesen Schmuck da betrifft, werde ich nicht die Närrin sein, ihn an den alten Geizdrachen zurückzugeben.

Sie konnten mich für meine guten Dienste — hahaha, die guten Dienste! — nicht belohnen, da ich es verschmähte, Ihr Geld, das Sie sicherlich noch nöthig genug selbst brauchen werden, zu nehmen. Für diese exorbitante Uneigennützigkeit werde ich mich nun selbst mit dem Schmucke

belohnen, der mich sicher sehr gut kleiden wird. —

Warum waren Sie auch so thöricht, ihn zurückzulassen.

Mylady wird Sie ihrem Sohne schon so schwarz schildern, daß der kleine Schatten, welchen das Mitnehmen aller werthvollen Geschenke, was auf Ihnen sitzen bleibt — dem düstern Gemälde beigesellen wird, nicht in Betracht kommt."

Während sie so mit sich selbst sprach, hatte sie den Kasten geöffnet und musterte wohlgefällig die einzelnen Theile des nicht gerade sehr werthvollen, aber doch recht hübschen Schmuckes von Korallen und kleinen orientalischen Perlen, nebst anderen kleineren, einzelnen, nicht eine ganze Parure bildenden Schmuckstücken.

Plötzlich hielt sie inne, ein neuer Gedanke war ihr aufgestiegen.

„Bin ich doch eine Thörin," murmelte sie, „habe ich schon diesen Schmuck an mich genommen. Warum nicht auch ihre ganzen übrigen Besitzthümer?

Wenn ich daran denken will, in Paris eine Rolle zu spielen, so bedarf ich dazu vor Allem schöner Kleider, deren Anschaffung ein hübsches Loch in meine Kasse machen würde.

Wozu also die Gelegenheit, mich billig — hahaha — sehr billig damit zu versehen, versäumen?

Wenn die Lady meiner Behauptung, Miß Werner habe den Schmuck mitgenommen, Glauben schenkt, und sie wird es thun — denn sie an deren Stelle würde es sicher und gewiß gethan haben — so wird sie auch an der Mitnahme der Garderobe nicht zweifeln.

Wohl, sowie das erste Morgengrauen mir leuchtet und das verrätherische Licht unnöthig macht, werde ich schleunigst mit all' dem eleganten Kram, der leicht für mich passend zu machen ist, meinen hübschen Gewinn aus dieser Affaire vervollständigen.

Eine Entdeckung ist nicht zu befürchten. John bringe ich mit einem Kusse zu Allem, was ich will. Er wird mir, falls Mylady fragen sollte, was aber nicht wahrscheinlich ist, denn sie begrüßt ja Alles mit Wonne, was geeignet ist, den Charakter von Miß Werner zu verdächtigen — bezeugen, daß die Flüchtige eine ganze Masse von Gepäck statt ihres einzigen kleinen Koffers mit sich genommen hat."

Sie ging mit dem ersten Morgengrauen voll solchem Eifers ans Werk, daß die Sonne noch

kaum am Horizonte emporgestiegen war, als auch kein Stück von Garderobe oder Wäsche mehr in den Schränken und Kommoden des Ankleidezimmers von Viola mehr vorhanden, vielmehr Alles in ihren eigenen Kisten und Kasten untergebracht lag.

— — — — — — —

Als Lady Denham nach Grange Manôr zurückkehrte, begrüßte sie der Kammerdiener gleich mit der sensationellen Nachricht, daß Miß Werner in der vergangenen Nacht unter Mitnahme aller ihrer Besitzthümer, zur größten Bestürzung Aller, spurlos verschwunden sei.

Die Lady stellte sich äußerst bestürzt und verhörte auf der Stelle die sämmtliche Dienerschaft.

Allein Celinde hatte ihre Maßregeln zu gut und klug genommen, sie hatte außer John keinen Vertrauten gehabt.

Auch dieser war, wie sie dachte, nur ein eingebildeter Vertrauter, denn Celinde ahnte nicht einmal, daß er ebenso gut wie sie mit dem Vertrauen der Lady beehrt worden war, und indem er ihr scheinbar zu Diensten war, genau wie sie nach den gegebenen Instructionen handelte. Sie erfuhr das erst später von ihm selbst, weil er es

nicht über das Herz bringen konnte, das Mädchen, das er liebte, lange zu hintergehen.

Das Verhör blieb natürlich vollkommen resultatlos. Und schmerzgebeugt, das Tuch vor dem Antlitz, um die nicht vorhandenen Thränen zu verbergen, wankte ihre Herrlichkeit nach ihren eigenen Zimmern, nachdem sie eine rührende Declamation über den himmelschreienden Undank, der ihr zugefügt worden, und die freilich nur versteckt und andeutungsweise, gleichsam unwillkürlich und wider Willen entschlüpfte Parole zum Besten gegeben, daß diese auffällige grundlose Flucht der Undankbaren sicher mit der plötzlichen Abreise des Viscount Rochester im geheimen Zusammenhange stehe.

Celinde folgte der Lady.

Hinter ihnen blieb das Chaos zurück, denn die schimpfliche Andeutung der Intriguantin war, gleich einer Bombe in ein Pulverfaß, zündend in den Kreis der versammelten Dienerschaft hineingefahren, und hatte ein Durcheinander von Ansichten und Meinungen entfesselt, die längere Zeit bedurften, um sich zu klären.

In dem Salon stehen sich die Lady und Celinde gegenüber. Die Letztere befreit die Dame von Mantel und Hut, denn deren Bestürzung

über das geheimnißvolle Verschwinden ihres Lieblings ist so groß gewesen, daß sie sich nicht einmal Zeit genommen, sich dieser Gegenstände zu entledigen, ehe sie die Untersuchung begann.

Die Lady warf sich in einen Armstuhl und fragte neugierig:

„Nun, Celinde, stehe doch nicht da, wie ein Stock, berichte endlich. Wie ist es gegangen? Hast Du es schwer gefunden, sie zur Flucht zu bereden?“

Die Ungeduld der Lady machte Celinde zuviel Vergnügen, als daß sie ihrer sichtlichen Spannung freiwillig ein Ende hätte machen mögen.

Aufgefordert, durfte sie jedoch nicht länger zögern, sie antwortete daher bereitwillig:

„Nein, Mylady, nicht gerade besonders schwer. Ihre Idee, Miß Werner mit dem Irrenhause zu drohen, war eine so grandiose, lieferte mir eine so vortreffliche Grundlage, auf der ich ihr einheizen konnte, daß ich ziemlich leichtes Spiel hatte.“

„Das ist gut. Je größer ihre Furcht, desto besser für meine Absichten. Wohin ist sie gereist?“

„Ins Ausland, sagte sie. Ein directes Ziel hatte sie wohl noch nicht, oder — verschwieg es

aus Klugheit, aus einem Rest von Mißtrauen gegen mich.

Ich sah es wohl, wie schwer es ihr Anfangs wurde, mir zu trauen, und hätte nicht Entsetzen und Furcht vor dem, was ihr drohte und was ich ihr durch das Beispiel der Mrs. Meinel gehörig zu illustriren wußte, ihren Geist gar zu sehr eingenommen und ihr die ruhige Ueberlegung geraubt, so würde ich nie die geheime Abneigung, welche sie mir vom ersten Tage meines Dienstes bei ihr mehr errathen ließ, als daß sie mir dieselbe direct gezeigt hätte, haben besiegen können."

„Ja, ja, dumm ist sie nicht, die Kleine," bemerkte Lady Denham leicht hin und setzte belobend hinzu:

„Nun, ich bin zufrieden mit Dir, Celinde. Hier ist der versprochene Lohn."

Sie nahm aus einem goldenen, mit echten Perlen verziertem Portefeuille eine Banknote und legte sie in die gierig darnach ausgestreckte Hand des Mädchens.

Celinde barg diesen Judaslohn schleunigst in ihrer Kleidtasche, aber, statt dem verabschiedenden Winke der Hand, die sie dankbar geküßt hatte, zu gehorchen, blieb sie auf ihrem Platze stehen.

Befremdet fragte die Lady:

„Nun? Was willst Du noch? Du hast den versprochenen Preis. Ich denke, die Sache ist erledigt. Ich bin Miß Werner los und Du kannst, wie ich Dir versprochen, ruhig hier bleiben, bis es mir gelungen ist, Dir einen anderen guten Dienst zu verschaffen."

„Ich danke Ihnen, Mylady, Sie sind sehr gütig. Sie halten, was Sie mir versprochen und ich that, was Sie wünschten. So weit freilich ist die Sache geordnet. Vor der Hand sind Sie allerdings Miß Werner los, ob sie aber dereinst nicht in einer Ihnen noch viel weniger erwünschten Eigenschaft denn jetzt vor Ihnen wieder erscheinen dürfte, möchte wohl mehr als fraglich, ich meine sogar fast sicher sein."

Sehr beunruhigt durch diese langsam und mit besonderer Betonung gesprochenen Worte, fuhr Lady Denham auf:

„Wieso? Was kannst Du damit meinen? In welcher Eigenschaft denn? So sprich doch, Mädchen! Stehe doch nicht da wie ein Stock!"

„Nun, in der Eigenschaft einer Schwiegertochter!" platzte Celinde heraus, die schon im Voraus mit boshaftem Vergnügen den Triumph genoß, den ihr der Schreck der Dame, die sie haßte, wenn sie ihr auch aus Habsucht

und Geldgier treue Dienste leistete, bereiten sollte.

Sie hatte sich in ihrer Vorempfindung nicht getäuscht, die Lady fuhr, wie von einer Schlange gebissen, aus ihrer lässigen, bequemen Stellung empor. Flammen des Zornes sprühten aus ihren Augen und glühten auf den sonst bleichen Wangen. Sie schrie:

„Rasest Du? Diese Bettlerin, meine Schwiegertochter?!“

Celinde jubelte innerlich über den Stoß, den sie der Dame hatte versetzen können und entgegnete mit ruhigem Lächeln und einer Sicherheit, welche Lady Denham völlig verblüffte, etwas schnippisch:

„Nun, Mylady, ich denke, seine Herrlichkeit, Lord Denham, ist reich und excentrisch genug, um darnach nicht viel zu fragen.“

Die Lady war in tiefster Seele erschrocken über die Behauptung Celindens, die, wie sie sich sagte, eine wirkliche Begründung haben mußte, denn sonst wäre das Mädchen, das sich keineswegs durch besonderen Scharfsinn auszeichnete, nicht auf diesen Gedanken gekommen, der ihr selbst oft genug drohend vorgeschwebt hatte und der Ursprung des Hasses geworden war, mit welchem

sie Viola verfolgte. Sie vergaß über ihren Schreck sogar den großen Verstoß dieser unpassend dreisten, vertraulichen Sprache, welche sich das Mädchen erlaubte und die zu keiner anderen Zeit der schärfsten Rüge entgangen sein würde, zu bestrafen.

Begierig, Näheres zu erfragen, fragte sie, mit gewaltsam errungener kalter Ruhe sich wieder zurücklehnend:

„Welchen Grund hast Du zur Annahme dieser Möglichkeit?"

„Ei, Mylady, ich denke den besten, welchen es giebt. Miß Werner liebt Lord Denham und —"

„Halt einen Augenblick," ward sie ungestüm unterbrochen.

„Hat sie Dir das gestanden?"

„Nicht doch, wo denken sie hin, Mylady? Dazu ist sie viel zu stolz und verschlossen. Aber sie hat sich verrathen, ohne es zu wissen und war dann eben auch wieder zu stolz, die Wahrheit zu verläugnen, als ich sie ihr auf den Kopf zu sagte: „Sie wissen, Mylady, wer schweigt, giebt zu."

„Nun, desto schlimmer für sie, erwiderte mit boshaftem Lächeln die Lady, „daß sie mit ihrer Flucht die letzte Brücke abgebrochen hat, die zu meinem Sohne hinüber führt, dafür werde ich sorgen."

Dabei nickte sie ihrem eigenen Gedanken Beifall zu, ihre Pläne waren längst fertig, ihr Gelingen nach ihrer genauen Kenntniß des Charakters ihres Sohnes so sicher, als die auf ihre eigene Veranlassung und nach ihrem Plane erfolgte Flucht, die das Schlußglied der Kette von Beweisen bilden sollte, welche sie, nach ihrer Weise präparirt, den zurückkehrenden Sohne auftischen wollte. Es war die letzte Masche des Netzes, in welchem sie das arglos vertrauende Mädchen gefangen hatte und das sie nun unauflöslich über dem Opfer zusammenzog.

Celinde ließ sie einige Augenblicke ihre vermeintliche Sicherheit ruhig genießen, dann ließ sie ein zweifelndes „Hm! Hm! Hm!“ hören und glitt mit der Hand in die rechte Tasche ihres reich gestickten Zofenschürzchens.

„Nun? Was brummst Du da? Mir scheint's, Du zweifelst? Warum? Hältst Du mich etwa nicht für fähig, die geeigneten Maßregeln zu treffen, die sie verhindern werden, sich je wieder meinem Sohne zu nähern?“

„Fähig? O, Mylady, gewiß, gewiß zu Allem!“ rief Celinde rasch und that dann, als erschrecke sie über die abscheuliche Impertinenz dieser mit voller Absicht gegebenen Antwort, indem sie

stotternd hinzusetzte: „Ach, Verzeihung! Ich — ich meinte — Niemand ist so klug als Mylady, aber —“

„Nun, aber?“ fragte ungeduldig die Lady, welche zu viel herrisches Selbstbewußtsein besaß, um es für möglich zu halten, daß Celinde die Frechheit besitzen könne, ihr eine solche Infamie in das Gesicht zu sagen und die daher an eine unwillkürliche Bêtise glaubte, über die zu zürnen, sie nicht der Mühe werth erachtete.

„Ich meine, Mylady,“ erwiderte Celinde langsam, „daß alle Ihre gewiß klugen und geschickten Maßnahmen doch vielleicht nichts nützen werden, wenn ich diesen Brief,“ hier kam die Hand aus der Tasche mit einem Schreiben hervor, „den mir Miß Werner vor ihrer Abreise anvertraute, damit ich ihn heute Morgen recommandirt auf die Post gebe, was ich aber zu thun — vergessen, an seine Bestimmung gelangt.“

Damit schob Celinde mit einem gleichgültigen Lächeln den Brief wieder in die Tasche zurück.

Abermals fuhr die Lady empor und rief voll Spannung, ob die Ahnung, welche in ihr aufstieg, richtig sei:

„An wen ist dieser Brief, und wohin ist er gerichtet?“

„Ei, an wen anders, als an seine Herrlichkeit Lord Denham. Der Ort seiner Bestimmung ist jener, wohin in letzter Zeit alle Briefe nach Amerika gerichtet worden."

„Ah!" machte die Lady ziemlich beruhigt, denn sie hatte bereits gefürchtet, Viola sei im Besitze einer neuen Adresse.

Sie ließ sich wieder in ihre bequeme Stellung zurücksinken und versetzte mit einer etwas forcirten Gleichgültigkeit:

„Dann hat es keine Gefahr. Mein Sohn hat die Umgegend dieses Ortes lange verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er hatte ja ausdrücklich gewarnt, nach einem bestimmten Datum, das jetzt um Monate überschritten ist, noch Briefe dorthin zu richten, weil sie voraussichtlich verloren gehen würden. Dieser Brief kann abgehen, er wird ihn nie erreichen."

„Wirklich?" lispelte Celinde wie bedauernd. „Nun, dann ist es ja recht schade, daß ich in dem Glauben, Ihnen damit einen Dienst zu erweisen, die Absendung unterließ."

Damit verbeugte sie sich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Das heißt, sie that so, denn sie war gewiß, daß Jene sie nicht würde gehen lassen.

Sie täuschte sich nicht, denn sie hörte ihren Namen alsbald von den Lippen der Lady erschallen, die sie zurückrief, ehe ihre Hand die Thürklinke berührt hatte.

„Am Ende wäre es doch vielleicht besser, wenn der Brief nicht abginge, zuviel Vorsicht kann nicht schaden," murmelte die Lady mehr in sich hinein, als zu dem Mädchen sprechend, als dieses ihr wieder gegenüber stand.

„Gewiß, Mylady. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit," versetzte Celinde sententiös mit malitiösem Lächeln.

Diesmal vergaß die Lady die ihrer Helfershelferin gebührende Schonung und erlaubte ihrem Stolze, sich beleidigt zu fühlen.

„Ich sprach nicht mit Dir," sagte sie hochfahrend, einen stolzen, verächtlichen Blick auf das Mädchen schleudernd.

„Nicht? O, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Da habe ich mich wohl getäuscht, als ich glaubte, Sie hätten mich gerufen." Und mit einem tiefen Knixe wendete sich Celinde nochmals ab und war in wenig Schritten wieder zur Thür gelangt, die sie bereits öffnete, als die Lady sie wieder zurückrief.

„Aber so warte doch!" rief die Dame, vor

Aerger fast berstend, daß sie nun genöthigt sein werde, ihren Beutel nochmals zu öffnen, um in den Besitz dieses fatalen Briefes zu kommen.

„Gieb her den Brief und sage mir, was Du dafür haben willst, es soll mir auf ein paar Pfund nicht ankommen."

„Ein paar Pfund? O Mylady, Sie belieben zu scherzen!" lachte Celinde übermüthig. „Sagen Sie fünfzig Pfund und der Brief ist Ihr Eigenthum."

„Fünfzig Pfund?! Du mußt verrückt sein, Dirne!" schrie die Lady, emporschnellend. „Eine solche horrende Summe für einen elenden Brief! Welch' eine Frechheit von Dir!"

„Bitte, bitte, Mylady! Sie beleidigen mich. Ich bin nicht so sanft, noch so geduldig, als Miß Werner. Wenn man mich beißt, so kratze ich, das bitte ich Ihre Herrlichkeit bedenken zu wollen," versetzte Celinde sehr impertinent in determinirtem Tone. „Sie wünschen zu kaufen und ich denke, es ist überall Sitte, daß der Verkäufer den Preis macht.

Ist Ihnen nun meine Waare zu theuer? Ei, so behalten Sie Ihr Geld und ich meinen Brief, den ich mich beeilen werde, an den Ort seiner Bestimmung zu befördern."

„Unverschämtes Geschöpf!“ sprudelte, von Wuth und Geiz gequält, die Lady, „her mit dem Briefe, hier ist das Geld!“

Sie riß ihr Portefeuille auf, nahm eine entsprechende Note heraus, die sie Celinden mit der einen Hand vor die Füße warf, während die andere ihr den Brief entriß, um ihn sogleich zu erbrechen.

Celinde lächelte tückisch, während sie sich langsam bückte und das Geld aufhob, um es zu dem andern in ihrer Kleidtasche zu bergen.

Mit wild funkelnden Blicken tiefen Zornes und vielleicht auch Schamröthe im Gesicht, als ihr verrätherisches Thun, ihre infame Intrigue so greifbar vor sie hintrat, überflog die Lady das Schreiben.

Die Blätter flogen in ihrer bebenden Hand auf und nieder und sie gratulirte sich im Stillen, daß sie den Abgang dieses Schreibens verhindert hatte.

Der Preis, den sie dafür gezahlt, erschien ihr nicht mehr zu hoch, denn sie mußte sich sagen, daß ihr Sohn nimmermehr der Macht der Wahrheit, welche aus diesem ungekünstelten Bericht zu ihm sprach, widerstehen werde.

Gelangte dies Schreiben in seine Hand, so

würden alle ihre Anstrengungen, alle ihre Opfer, die sie ihrem Geize entrungen, um die Beiden von einander zu trennen, vergeblich sein.

Viola war weit entfernt, vor Sir Frank seine Mutter irgendwie anzuklagen. Sie berichtete nichts weiter, als die ungeschminkten Thatsachen, schilderte in klaren Worten den Lauf der Ereignisse, wie sie sich gefolgt waren, und schloß dann damit, daß der unglückliche Irrthum, welcher sich Lady Denham's bemächtigt hätte, die ihr unbegreifliche Annahme, sie müsse wahnsinnig sein, weil ihrer Ansicht nach nur eine Wahnsinnige die Hand des Viscount Rochester habe ausschlagen können, und die daraus entsprungene Absicht, sie in ein Irrenhaus zu bringen, bis dahin aber in Grange Manôr gefangen zu halten, ihr keinen anderen Ausweg aus dieser drohenden Gefahr gelassen habe, als den der schleunigsten Flucht.

Diese Flucht, berichtete sie weiter, wurde ihr nur möglich durch die aufopfernde Hülfe ihrer Zofe Celinde Düval, die sie seiner Gnade anempfehle, da sie außer Stande gewesen, sie zu belohnen.

In einer Nachschrift fügte sie noch die Bemerkung bei, daß Briefe unter der Adresse des Professor Arnold sie sicher erreichen würden.

Aus dieser klaren, leidenschaftslosen Darstellung ihres unter dem Einflusse und den Befehlen der Lady verbrachten Lebensabschnittes, ging zu deren eigener Ueberraschung, denn sie hatte nicht geglaubt, eine so sichere Spur ihrer Intrigue hinterlassen zu haben, für den scharfen Blick eines welterfahrenen Mannes bis zur Evidenz ihre ganze Schuld, die ganze Schändlichkeit ihrer Absichten förmlich greifbar hervor.

Wüthend ballte sie nach Beendigung ihrer Lectüre die Blätter zusammen und schleuderte sie mit einer raschen Bewegung von sich, mitten in das Kaminfeuer hinein, wo sie sogleich aufflammten.

Innerlich befriedigt, sah sie mit einem bösen Lächeln zu, wie die Flammen diese schwere unwiderlegbare Anklage, die, wie schon gesagt, keineswegs in den Worten, sondern allein in den Thatsachen lag, und die gerade durch ihre sichtbare Unabsichtlichkeit um so wirksamer sein mußte, verzehrten.

Ein leises höhnisches Lachen ließ sie erschreckt zusammenfahren und aufblicken.

Da stand ihr gegenüber noch immer Celinde. In herausfordernder Stellung, mit übereinandergeschlagenen Armen und höhnischem Lächeln hatte

sie mit boshaftem Vergnügen das Gebahren der Lady beobachtet.

Jetzt sah sie ihr dreist in die Augen und sagte mit einer Verbeugung der zornigen Hinausweisung, die schon auf den Lippen der Dame schwebte, zuvorkommend:

„Verzeihung Mylady. Ich habe Ihnen noch etwas mitzutheilen. Ja, ich habe sogar noch einen — Brief."

Ihre Hand schlüpfte in die linke Schürzentasche und holte jenes zweite Schreiben hervor, das sie triumphirend emporhielt.

„Wie?" tobte die Lady und schleuderte ungestüm aufspringend ihren auf Rollen laufenden Armstuhl so heftig von sich, daß er umstürzte und eine jener niedlichen mit Purpursammet bezogenen Etagèren von Goldbronce, die mit den seltensten und kostbarsten Chinoiserieen bedeckt war, mit sich riß, so daß ein Krachen und Klirren das schmähliche Ende all' dieser mit Gold aufgewogenen Nippes verkündete.

Die Lady hörte es wohl, aber sie achtete im Augenblicke gar nicht auf den Verlust, der sie zu jeder anderen Zeit außer sich gebracht haben würde, und fuhr auf Celinde los, gleich einer Furie, vor der Diese, die den Brief blitzschnell in

ihren Busen verborgen hatte, wo sie ihn noch zum Ueberfluß schützend mit beiden Händen bedeckte, mit lodernden Blicke, der ihr auf den Fall eines Handgemenges eine gefährliche Gegnerin verhieß, zurückwich.

„Was?“ schrie sie, „Du unverschämtes Geschöpf, Du hast noch einen? Soll ich Dir den etwa auch mit fünfzig Pfund abkaufen?“

Celinde hatte Sorge getragen, einen Tisch zwischen sich und die Wüthende zu bringen.

Hinter diesem stand sie nun, verbeugte sich mit spöttischer Miene und sagte:

„O nein, Mylady, so billig kommen Sie zu Diesem nicht.“

„Du abscheulicher Blutigel! Freche Dirne, die Du bist!“ kreischte die Dame, vor Wuth schäumend. „Diesmal sollst Du Dich verrechnet haben!

Ich werde die Diener rufen und ihn Dir mit Gewalt nehmen lassen.“

Statt über diese sehr ernst gemeinte Drohung zu erschrecken, lachte Celinde laut gellend auf:

„Ei, thun Sie das doch, Mylady! Thun Sie es doch und verlieren Sie mit dieser unklugen Gewaltthat alle mit so vieler Mühe und so großem Geldaufwande errungenen Vortheile. Ich habe

Gott sei Dank noch einen Mund und bin darauf nicht gefallen! Sie müßten mich geradezu morden, um mich zum Schweigen zu bringen, und selbst das nützte Ihnen nichts, denn es giebt irgendwo an einem sicheren Orte ein Tagebuch, in welches Celinde Düval ihre Erlebnisse wie die Anderer, für die sie Interesse hat, einzutragen pflegt.

Hahaha! Sie sehen, Mylady, der Gedanke, den ich da in Ihren schönen Augen aufleuchten sah, würde Ihnen nicht den Vortheil bringen, den Sie davon erwarteten."

Celinde hatte mit dieser fürchterlichen Andeutung und ihrem teuflischen Hohne wirklich nicht Unrecht.

Ein solcher Gedanke war in der That momentan in der über alle Begriffe gereizten Frau aufgestiegen und ihr versuchend genaht.

Freilich, der Gedanke war noch nicht die That, und Celinde traute der Dame auch durchaus eine solche nicht zu, aber sie gefiel sich darin, sie damit zu verhöhnen.

Das Vergnügen, die stolze, über alle Begriffe hochmüthige Frau nach Belieben quälen zu können, schien alle ihre Geisteskräfte zu verdoppeln, sie entwickelte einen Scharfsinn, wie sie ihn nie gezeigt, ja, der sie selbst überraschte.

Als die Lady sich von ihr abwendete, um sich schweigend in einem anderen Armstuhle niederzulassen, folgte sie ihr und begann, sich gerade vor sie hinpflanzend, wieder:

„Nun, Mylady, warum rufen Sie denn die Dienerschaft nicht? Ei, so klingeln Sie doch!"

Hohnvoll lachte sie der Dame gerade in die Augen, ihr kleines Rococofigürchen mit kecker Geberde in den Hüften wiegend.

Wenn Blicke tödten könnten, würde Celinde in der That jetzt todt niedergestürzt sein. Vielleicht wäre sogar ihr Leben wirklich gefährdet gewesen, hätte die verhöhnte Frau da vor ihr irgend ein scharfes Instrument zur Hand gehabt, denn ihre Wuth war grenzenlos, obgleich sie eine stille war.

Es dauerte lange, bis sie sich soweit bezwungen hatte, um die Frage hervorzustoßen: „Was ist es für ein Brief?"

„Ah! Jetzt endlich werden Sie wieder vernünftig!" versetzte Celinde mit unbeschreiblicher Malice.

Sie wollte das Vergnügen, die verhaßte Gebieterin durch ein auf die Spitze des Unverschämten getriebenes Betragen zu reizen, auch recht auskosten.

Wehren durfte sie sich ja nicht, denn sie war einmal völlig in ihrer Hand.

„Dieser Brief, Mylady," fuhr sie lächelnd fort, „ist die ganz genaue Abschrift von jenem, den Sie verbrannt haben. Woher ich das weiß, möchten Sie gern wissen, nicht wahr?

Ei, das ist sehr einfach. Ich habe beide gelesen. Ja, so ist es. Das dachten Sie wohl nicht? Das Siegel auf jenem, wie auf diesem, scheint völlig unverletzt.

Ich bin eben eine weit geschicktere Person als Sie sich träumen ließen, Mylady.

Wenn man heutzutage vorwärts kommen will in der Welt — sagte mein Vater — muß man mehr können, als Brod essen."

Sie lachte triumphirend und fuhr dann ernster fort:

„Da Miß Werner selbst der Meinung war, jener erste nach Amerika bestimmte Brief könne möglicherweise seine Lordschaft nicht erreichen, so legte sie diesen zweiten in meine Hand mit dem Auftrage, ihn persönlich an Lord Denham zu übergeben.

Ich versprach das und werde thun, was ich versprochen, wenn — ich es nicht vortheilhafter finde, es zu unterlassen."

„Was forderst Du dafür," fragte die Lady mit rauher, heiserer Stimme.

„Nun, ich denke, für hundert Pfund haben Sie ihn billig und dabei gebe ich Ihnen noch einen guten Rath mit in den Kauf, der —"

„Behalte Deinen guten Rath, freche Dirne," unterbrach sie gebieterisch die Lady, die diesmal ohne weitere Widerrede die große Summe ihrem Portefeuille entnahm, das sie sich vor ihrer Abreise von London erst von ihrem Bankier hatte füllen lassen, da sie in nächster Zeit ihre halbjährigen Rechnungen bei ihren Lieferanten zu zahlen gedachte.

„Sie sollten den guten Rath nicht so schroff zurückweisen, Mylady, und mir den guten Willen, Ihnen damit zu nützen, nicht mit Schimpfworten vergelten," sagte Celinde ruhig.

„Den Brief! Ich will den Brief, hier ist das Geld, und dann hinaus mit Dir!"

Celinde nahm lächelnd die Banknoten, steckte sie zu den anderen und zog den Brief hervor.

Schon wollte sie ihn der Lady überreichen, als sie die Hand noch einmal damit zurückzog und den Brief in sein früheres Versteck schob.

„Nein," sagte sie bestimmt. „Erst sollen und

müssen Sie den verschmähten Rath hören, denn sonst wird Ihr Ungestüm Alles verderben und mir selbst liegt zu viel daran, daß Miß Werner nicht Lady Denham wird.

Begreifen Sie denn nicht, Mylady, daß ich hier nicht nur als Ihre bezahlte Dienerin, sondern vielmehr als Ihre freiwillige Verbündete handle? Ich habe Alles, was Sie mir befehlen, pünktlich ausgeführt und habe dafür den ausbedungenen Lohn erhalten.

Wer hinderte mich nun, der anderen Seite meine Dienste zu widmen? Meinen Sie nicht, daß Lord Denham diese Celinde Duval, welche Miß Werner in so warmen Worten seiner Großmuth empfiehlt, viel, viel reicher für Abgabe dieser Briefe belohnen würde, als Sie gethan für deren Beseitigung? Aber ich verzichte auf alle Vortheile, welche ich nicht erlangen kann, ohne zugleich das Glück von Miß Werner zu befördern.

Sie soll auf ewig von Dem getrennt werden, den sie liebt.

Wäre sie mir nicht so abgeneigt gewesen, so möchte sie meinetwegen Königin von England werden, ich würde sie gewiß nicht verhindert haben, denn ich mochte sie Anfangs gar wohl leiden. Jetzt ist das anders, ich hasse sie und —

Nun, nun, Mylady, seien Sie nur nicht gar so ungeduldig. Ich komme schon zur Sache.

Hören Sie also meine Ansicht. Sie würden gewiß weit besser thun, wenn Sie diesen Brief nicht den Weg des ersten gehen lassen.

Sie sind zu rasch, zu ungestüm. Sie sind zu sehr Partei und Ihnen fehlt das kalte Blut, mit denen Sachen, wie diese ausgeführt sein wollen.

Wäre ich, Celinde Duval, an Ihrer Stelle, ich würde diesen Brief sorgfältig aufheben, wie das kostbarste Juwel und würde ihn dazu benutzen, Miß Werner jedes etwaige Gelüst, sich nochmals brieflich, oder wohl gar persönlich an Sir Frank zu wenden, gründlich und für immer zu verleiden."

„Und wie das?" stieß Lady Denham hervor, als Celinde eine Kunstpause machte.

Diese lächelte triumphirend, sie hatte erreicht, was sie gewollt. Die Lady war gebändigt, nahm Rath von ihr an.

Scheinbar keine Notiz von der Frage nehmend, fuhr sie ruhig fort:

„Denn daß von Seiten Seiner Lordschaft selbst keine Annäherung stattfindet, dazu werden Sie wohl diese Flucht in Uebereinstimmung mit der

Abreise des Viscount Rochester als sicheren festen Riegel zu benutzen verstehen.

Ich würde also, wenn Lord Denham zurückgekehrt ist, mir sein Privatsiegel verschaffen, diesen Brief neu enveloppirt damit versiegeln und ihn mit der kurzen Bemerkung auf der Inlage selbst, Lord Denham verbitte sich jede weitere Belästigung von Seiten der Absenderin, durch die in dem Briefe abgegebenen Adresse an Miß Werner zurücksenden. Ich meine natürlich den geöffneten Brief. Und Bemerkung wie Adresse müßte nothwendigerweise von seiner Herrlichkeit eigener Hand geschrieben scheinen.

Handschriften sind ja von geschickter Hand leicht nachzuahmen und nicht schwerer dürfte es Ihnen fallen, eine darin geschickte Person aufzufinden.

Nun, was meinen Sie, Mylady, ist es dieser Rath nicht werth, daß Sie ihn geduldig angehört?"

„Ja, in der That, das ist er," erwiderte die Lady mit beifälligem Nicken. „Er ist so gut, daß ich ihn acceptire und noch zehn Pfund als Extravergütung den mir erpreßten Summen hinzufüge, da ich es verschmähe, mir von einer so untergeordneten Person etwas schenken zu lassen."

Dabei hatte die Lady abermals ihr Porte-

feuille hervorgezogen und reichte Celinde mit hochmüthiger Miene eine Banknote.

Diese wechselte mit zufriedenem Lächeln den Brief gegen die Note aus, dann verbeugte sie sich tief und eilte mit leichten elastischen Schritten um zweihundertundzehn Pfund reicher aus dem Zimmer.

Finster vor sich hinbrütend, blieb Lady Denham mit sehr gemischten Gefühlen allein zurück.

3.

Auf dem Mississippi.

Von New-Orleans kommend, keuchte einer jener prachtvollen Flußdampfer den Mississippi hinauf, seinem fernen westlichen Ziele St. Louis zu.

Von dem Glanze und dem Comfort, welchen diese schwimmenden Paläste den Passagieren bieten, hat man in der alten Welt gar keinen Begriff. Es ist Alles, auch geradezu Alles geboten, was auf solchem, trotz seiner Riesengröße, doch immerhin nur beschränktem Raume irgend geboten werden kann.

The rose of Luisiana, so hieß das Schiff, war einer der schönsten und geräumigsten Steamer.

Der prachtvolle Saal, welcher die volle Breite und etwa die Hälfte des ganzen Schiffes einnahm,

wurde Abends durch ein halbes Dutzend Kronleuchter und zahlreiche, an den Wänden befestigte Armleuchter tageshell beleuchtet und machte mit seinen Wänden von weißem Lack mit den reichsten Vergoldungen, seinen hohen Spiegeln in den schweren Goldrahmen, die mit Gemälden von wirklich künstlerischem Werthe abwechselten, welche wundervolle amerikanische Landschaften und Scenen aus dem amerikanischen Leben, als Büffeljagden, Indianerkämpfe 2c. vorstellten, den festlichsten Eindruck.

Die Tische und die reich geschnitzten Stühle waren aus massivem Mahagoniholz, die Polster mit Purpursammet überzogen, und den ganzen kolossalen Raum deckte ein prachtvoller farbenreicher Teppich.

Ein ausgezeichnet guter Concertflügel von Steinway diente zu improvisirten Concerten und Bällen, die fast allabendlich stattfanden.

Die Damenkajüte, welche durch ein kolossalen Vorhang von Purpursammet von dem vorderen Raume, auf den die Herrenkajüten mündeten, abgetrennt, über dem Steuerruder lag, war, wie auf allen diesen Schiffen, ein verbotenes Heiligthum für die Herren. Selbst den Ehemännern ist hier der Zutritt nur auf besondere Einladung

oder vorher durch die Stewardeß erbetene Erlaubniß gestattet.

Das ist das Reich des Lichts, will sagen, der Aufenthalt der glücklichen Reichen, denen ihr Geldbeutel gestattet, die hohen Passagepreise zu bezahlen.

Darunter aber gähnt der Erebus, will heißen die Region des Zwischendecks, das Reich der Armen, die vielleicht Mühe hatten, das hier freilich geringe Passagegeld aufzubringen.

Je raffinirter da oben der Luxus, desto gewissenloser zeigt sich hier unten die Vernachlässigung und die Unsauberkeit.

Bunt durcheinander gewürfelt, selbst ohne die Wohlthat von rohen Holzschlafstellen, drängt sich die Menge am Tage gleich Thieren in einem Stalle durcheinander und liegt die Nacht auf dem nackten, harten Boden in eine mitgebrachte Decke gehüllt, den Koffer oder Nachtsack als Kissen benutzend, Seite an Seite mit dem ersten Besten, der vielleicht ein Dieb oder Mörder ist. Und in demselben Raume reckelt sich auch die zumeist aus Negern bestehende Mannschaft des Schiffes, soweit sie nicht Dienst hat, und was ist die Ausdünstung des unsaubersten Weißen gegen die eines Negers! —

So herrscht denn, wo oben alle Wohlgerüche Arabiens duften, da unten eine Atmosphäre, die jede Nase, deren Nerventhätigkeit noch nicht abgestorben ist, stark an die Hölle erinnern muß.

Während oben an glänzend servirter von Silber und Krystall schimmernder Tafel die feinsten Delikatessen gespeist, Champagner und die edelsten Weine getrunken werden, verzehrt unten Jeder, was er sich mitgebracht oder hungert nach Belieben, wozu er das schmutzige Wasser des Vaters der Ströme trinken und sich glücklich preisen darf, wenn er im Stande ist, es mit einigen Tropfen Rum oder Whisky schmackhafter und — gesünder zu machen.

Nirgends findet man die Contraste von Reich und Arm, von Ueppigkeit und Elend so nahe und unvermittelt bei einander, als auf diesen Schiffen.

Im Salon sitzen nach eingenommenem Diner vier Herren an einem Tische in angelegentlichem Gespräche bei einander.

In dem vierten, der hinter dem Stuhle des Einen stehend, dem Gespräche zuhört, an dem er jedoch nur Theil nimmt, wenn eine Frage an ihn gerichtet oder er sonst dazu aufgefordert wird, erkennen wir Mr. Bell, den treuen Kammerdiener

Lord Denhams, der es, trotz aller Abmahnungen seines Herrn, durch Bitten erzwungen hat, ihn auf seiner abenteuerlichen Reise zu begleiten. Sein Herr selbst sitzt auf dem Stuhle, an den er sich lehnt.

Diesem gegenüber, erblicken wir des Kapitäns Hill wetterfeste Züge. Der alte Herr hat sein Schiff der Leitung des ersten Steuermannes überlassen, dem er in jeder Beziehung vertrauen darf und sich entschlossen, die Reise nach des rothen Mannes Grund zu theilen.

Die Ursache dieses, bei einem so enragirten Seemanne, wie er, der sich recht eigentlich wohl nur auf den Planken seines geliebten Schiffes fühlen zu können stets behauptet, immerhin wunderbaren Entschlusses, ist einestheiles die große Zuneigung, die er zu Lord Denham gefaßt hat, und anderntheils der Wunsch, eine Jugendbekanntschaft mit dem schwarzen Adler, dem berühmten Häuptling der Chyennes, wieder zu erneuern.

Mr. Hill kennt sogar ein wenig die Sprache des Stammes, und ist durch seine Verbindung mit dem Häuptling im Stande, seinem Freunde, Lord Denham, durch seine persönliche Gegenwart die vorzüglichsten Dienste zur Erreichung von dessem Zwecke zu leisten.

Der alte Seemann ist der Sohn eines amerikanischen Trappers oder Farmers, an der Indianergrenze geboren und aufgewachsen.

Mr. Hill, der Vater, stieß mit einigen seiner Leute einst gelegentlich, eines zur Winterverproviantirung unternommenen Jagdzuges auf einen Indianerkampf.

Ein Indianer, ein wahrer Heros an Wuchs und eigenartiger Schönheit, vom Stamme der Chyennes, vertheidigte sich gegen vier Sioux, welche, wie eine Schaar von Wölfen über einen Edelhirsch, von allen Seiten auf ihn eindrangen.

Der Häuptling, denn als solchen bezeichneten ihn die Adlerfedern, die er trug, blutete bereits aus mehreren Wunden. Der Kampf mochte schon einige Zeit gedauert haben. Auch war die Zahl seiner Angreifer noch größer gewesen, denn zwei Krieger lagen bereits, von seiner tapferen Hand niedergestreckt, am Boden, er stieß grade einem dritten seine Lanze durch's Auge in's Hirn, als er fast in demselben Momente von einem nach ihm geschleuderten Tomahawk, mittten in die Stirn getroffen, vom Pferde sank.

Zwei wohlgezielte Schüsse, von Seiten der Weißen, streckten zwei der jubelnden Sioux nieder, der dritte hatte sein Pferd in dem Momente

bäumen lassen, als Mr. Hill auf ihn anlegte, so, daß die für ihn bestimmte Kugel dem Thiere in die Brust fuhr. Ehe es zusammenbrach, war er bereis mit einem wilden, jubelnden Gellen aus dem Sattel gesprungen und sich selbst, durch den Körper des trauernd bei dem gefallenen Häuptling stehen gebliebenen treuen Rosses deckend, fuhr sein blitzendes Messer rings um den Kopf des Häuptlings. Er wollte nicht entfliehen ohne die blutige Trophäe, den Scalp des noch lebenden Gefallenen, mit sich zu nehmen.

Doch das sollte ihm nicht gelingen.

Schon hatte seine Hand, die mit Adlerfedern durchflochtene Scalplocke des jungen Häuptlings erfaßt, als Mr. Hills wohlgezielte Revolverkugel, aus nächster Nähe in sein teuflisch verzerrtes Gesicht abgefeuert, ihn todt über den Häuptling niederstreckte.

Mr. Hill beschäftigte sich nun mit der Untersuchung des Letzteren und fand, daß seine sämmtlichen Wunden nicht viel zu bedeuten hatten, mit Ausnahme des Beilhiebes in der Stirn, welcher freilich sehr tief eingedrungen war und gleich der Kreiswunde des Scalpiermessers überaus stark blutete, dennoch glaubte der Farmer, der nicht ganz ohne Kenntniß in Behandlung von Wunden

war, daß der kräftige, junge Körper noch erfolgreich dem Tode, der seine Knochenhand schon gierig nach ihm ausstreckte, zu widerstehen im Stande sein werde. Vorausgesetzt, daß eine sorgsame Pflege die hilfreichen Kräfte der Natur unterstütze.

Er legte einen sorgfältigen Verband um die Hauptwunde, wusch die anderen aus und verband sie ebenfalls.

Der noch immer vollkommen Bewußtlose ward auf sein Pferd gehoben und festgebunden, worauf man sich langsam auf den Weg nach Hause machte.

So kam der junge Häuptling Djola, der später unter dem Namen der „schwarze Adler" so berühmt wurde, in des damals vierzehnjährigen James Hill Vaterhaus und ward dort während voller sechs Wochen, denn so lange dauerte seine nothdürftige Heilung, nach der er sich nicht länger halten ließ, gleich einem Familienglied sorgsam gepflegt.

Als er unter wenigen, aber tief empfundenen Dankesworten von seinem Gastfreunde und Retter schied, gab er ihm sein aus Perlen und Vogelfedern kunstvoll zusammengesetztes Halsband, an welchem seltsamerweise als Mittelstück ein goldenes

Kreuz hing, als Talisman, der ihn und die Seinigen gegen alle Ueberfälle oder sonstige Benachtheiligungen von Seiten seines eigenen, wie aller befreundeten Stämme zu schützen im Stande sein werde, wenn er je in die Lage kommen solle, solchen Schutzes zu bedürfen.

Später kam noch eine Gabe der Erkenntlichkeit in Gestalt von drei der edelsten Mustangs, ein jedes mit einer Ladung der auserlesensten kostbarsten Pelze bepackt.

Auch Djola selbst kam im Laufe des folgenden Jahres noch ein paarmal zu Besuch und nie mit leeren Händen.

Dann aber starb Mr. Hill, der Vater, seine Wittwe verkaufte die Farm und zog mit dem Sohne, den seine Neigung zur See trieb, vorläufig nach St. Louis, wo er sich die nöthigen theoretischen Kenntnisse für seinen künftigen Beruf bei einem alten Schiffscapitaine aneignen sollte.

James Hill hatte Djola, den schwarzen Adler, von dessen Tapferkeit und Heldenthaten die abenteuerlichsten Erzählungen cirkulirten, nie wieder gesehen, obschon er die athletische Heldengestalt auch nie vergessen.

Der Capitain hatte nun kaum vernommen,

welchem Zwecke seines Freundes Denham zweite amerikanische Reise galt, als sich auch die Lust in ihm regte, seine Bekanntschaft mit dem großen Häuptling der Chyennes zu erneuern und gleichzeitig dem Freunde durch seine Bekanntschaft mit dem Ersteren nützlich zu werden.

Er bot seine Theilnahme an der Expedition an, die natürlich sowohl von Lord Denham selbst als von Mr. Howard mit der freudigsten Bereitwilligkeit angenommen wurde.

Nun gab es freilich für ihn so manche Vorbereitungen, die sich im Fluge nicht abmachen ließen.

Indessen versprach Lord Denham, auf Mr. Hill zu warten und that es auch, obgleich sich seine Ankunft in New-Orleans von Woche zu Woche verzögerte.

Diese Verzögerung war ein Glück für Alle, denn hätten sie sich bereits im Gebiete der Rothhäute befunden, so würde wahrscheinlich Keiner zurückgekehrt sein, da die Stämme wieder einmal in blutige Raufereien untereinander verwickelt waren, bei denen Weiße, die in ihre Hände gerathen, stets Gut und Leben lassen müssen.

Man mußte eben nun warten, bis wieder Ruhe und Frieden unter den verschiedenen Stämmen herrschte.

Darüber verging eine geraume Zeit und es war Ende des Sommers oder vielmehr Beginn des Herbstes, als unsere Freunde endlich den Mississippi hinauf ihrem Ziele entgegen fuhren.

Der vierte Herr am Tische ist Mr. Aubry Howard. Er ist ein großer, schlanker junger Mann, nicht schön, nicht häßlich ist sein Gesicht, doch wirkt es überaus anziehend durch den großen Freimuth und die edle Offenheit, welche aus seinen Zügen sprechen. Sein Haar ist rothblond und ein röthlicher Schnurrbart, den er äußerst hoch hält und zärtlich pflegt, schmückt den frischen, kecken, wohlgeformten Mund.

Aus den braunen Augen blitzt eine unverwüstliche Heiterkeit und Gutmüthigkeit, doch vermögen sie auch gleich einer Stahlklinge in hartem Glanze zu funkeln und zu blitzen, und nie hat es wohl Augen gegeben, die mit größerer Ruhe und Sicherheit jeder Gefahr entgegen blickten.

Vom Eingange des Salons her, nach dem die Herren schon verschiedene erwartungsvolle Blicke geworfen hatten, näherte sich ihnen die kräftige, gedrungene Gestalt eines Mannes in der geschmacklosesten Kleidung, die sich denken läßt.

Er trug, um von unten auf zu beginnen, großcarrirte, zimmetbraune Beinkleider, unter denen

hervor hellgraue Gamaschen die breiten Füße in klobigen Schuhen schützten, dazu eine tief ausgeschnittene feuerrothe Sammetweste, in der sich die weißeste Wäsche mit auffallender Absichtlichkeit blähte und auf der eine schwere goldene Kette, dick wie ein Ankertau, sich prahlerisch breit machte.

Eine funkelnagelneue himmelblaue Atlascravatte mit ungeheurer Schleife umschloß den hohen Stehkragen des Hemdes und stand gleich einem paar Windmühlenflügeln zu beiden Seiten des Halses ab.

Ein flaschengrüner Rock mit thalergroßen, vergoldeten Knöpfen und ein weit auf dem Hinterkopfe sitzender weißer Kastorhut vollendete das Ensemble einer Toilette, die noch immer, so gewohnt sie ihnen geworden, Lord Denham und Mr. Howard ein verstohlenes Lächeln ablockte, sobald sie ihnen in Sicht kam.

Die Hände in beiden Hosentaschen, wo er hin und wieder mit dem Gelde zu klimpern liebte, das gelbe, aber auf den Wangen von der Röthe der Gesundheit gefärbte Gesicht mit dem schwarzen spitzen Kinnbarte und den gleichfalls schwarzen, funkelnden, einen scharfen Verstand ausdrückenden Augen in die Luft gehoben, segelte dieser Mann,

weder rechts noch links blickend, gerade auf unsere Freunde los.

Ohne den Hut abzunehmen, ja ohne nur grüßend den Kopf zu bewegen, ließ er einen flüchtigen Blick über die ihn erwartungsvoll entgegenschauenden Herren gleiten, warf sich auf den vierten, ihn bereits erwartenden Stuhl; ergriff die auf dem Tische stehende Weinflasche, schenkte sich ein Glas ein, stürzte den Wein auf einen Zug hinunter, leckte sich schmatzend die Lippen, fuhr mit einem gelbseidenen Taschentuche trocknend darüber hin, schob die Hände wieder in die Taschen, streckte die Beine aus so lang er konnte, und nun endlich beliebte er den Mund zum Sprechen zu öffnen:

„Bless my soul! Das ist 'ne verdammte Geschichte, Mylord und meine Herren! 's scheint, dies vertrackte Indianerpack kann nimmermehr Ruhe halten!

Es ist nichts mit dem Frieden. Die Sache soll jetzt erst recht losgehen."

„Wirklich? Von wem haben Sie das gehört, Mr. Thornton? Irrt sich Ihr Berichterstatter auch nicht?"

„Hm, möglich wär's schon, aber nicht wahrscheinlich. Sprach da unten —" er machte eine

bezeichnende Bewegung mit dem Ellbogen, „mit Jack Sayders, dem Pelzjäger, sagte mir, daß die große Friedensversammlung der Indianerstämme an den Countain Bluffs auseinander gesprengt worden sei. Irgend ein Schuft von Händler, der sich den Teufel darum kümmert, welchen Jammer solcher Indianerkrieg immer für die sämmtlichen Ansiedler an der Grenze mit sich bringt, hat das verbotene Feuerwasser unter die zur Berathung versammelten Häuptlinge einzuschmuggeln gewußt. Von Whisky trunken sind sie aneinander gerathen und es sollen ganz unerhörte Scenen dabei vorgekommen sein.

Ein Cyennehäuptling, ob der schwarze Adler selbst oder ein Anderer, wußte Jack Sayders entweder nicht oder wollte es nicht sagen, ich glaube sogar das Letztere, obgleich der Grund dazu mir dunkel ist, war der einzige Nüchterne unter all' den trunkenen Bestien, und wurde bei seinen Bemühungen, Frieden zu stiften, schwer verwundet, würde im Handgemenge sogar getödtet worden sein, wenn nicht eine kleine Schaar seiner mit ihm gekommenen Krieger, von seiner eigenen Frau geführt, in die Medicinhütte, wo die Berathung stattfand, eingedrungen wäre und ihn gerettet hätte.

„Aber, mein lieber Thornton," nahm der Kapitän rasch das Wort, und ein spöttisches Lächeln erschien auf seinem sonst so ernstem Gesicht.

„Da haben Sie sich doch wohl ein Märchen aufbinden lassen. Indianische Krieger von einer Frau angeführt — Eindringen in die Medicinhütte während einer Berathung der Häuptlinge, das sind zwei so unwahrscheinliche, ja für Jeden, der die Sitten der Indianer nur einigermaßen kennt, geradezu unmögliche Dinge, daß Sie sich nicht verwundern dürfen, mein werther Freund, wenn wir Ihrer Geschichte den Glauben vorläufig noch versagen."

„Durchaus nicht, Kap'tn!" lachte Mr. Thornton. —

„Damned! machte es selbst nicht anders, sagte Sayders in's Gesicht, sollte sich 'n anderes Grünhorn suchen, dem er die Geschichte aufbinden könne, als Josuah Thornton. Aber 's that's nicht! 's that's nicht! Er schwur, es sei kein Märchen, und ich rechne, er ist nicht der Mann, um einem anderen ehrlichen Kerl Lügen aufzubinden.

Wenn er sagt, 's sei wahr, dann ist's so, 's mag so unglaublich scheinen als es will. So

denke ich wenigstens. Die Gentlemen können's ja halten wie sie wollen. —

Seitdem haben schon Kämpfe stattgefunden. Ein Siouxhäuptling, der gefiederte Pfeil, soll die Seele der Kriegspartei sein, und auf seine Veranlassung soll auch der Hundsfott, dieser infame Yankee, den Whisky eingeschmuggelt haben. Es besteht nämlich eine alte Feindschaft zwischen ihm und der Familie des schwarzen Adlers, seit dieser ihm die Enkeltochter, welche der gefiederte Pfeil vor Jahren als Weib begehrte, verweigerte.

Aus Rache arbeitet er dem schwarzen Adler bei all' seinen Bestrebungen, sein Volk zum Frieden zu bewegen, geradezu entgegen.

Dieser Siouxhund ist schuld, daß des schwarzen Adlers kluge Maßnahmen und seine vernünftigen Vorstellungen gescheitert sind, und Jack Sayders sagt, es sei an dauernde Ruhe nicht eher zu denken, als bis diesen Schuft von Sioux der Teufel geholt hat."

„Nun, mögen diese Nachrichten richtig oder falsch sein, uns sollten sie nicht hindern," nahm Lord Denham das Wort.

„Ich denke wenigstens, daß die Gentlemen Alle mit mir einverstanden sind, daß wir in unseren Absichten nicht inne halten.

Ich meine, wir haben lange genug gewartet und denke, wie ich von allem Anfang an gedacht habe, daß gerade in unruhiger Zeit unser Plan, O'Farrell zu befreien, wenn unter diesem Namen sich wirklich Oswald Benett beim Stamme befindet, sich am sichersten ausführen lassen wird.

Man wird jetzt mehr zu thun haben als jede Bewegungen der Gefangenen des Stammes zu beobachten.

Denn es ist, nach Benetts beharrlichem Schweigen, ja doch wohl anzunehmen, daß er, so groß sein Einfluß auch in dem Stamme sein mag, doch gleich einem Gefangenen beobachtet und in seinen freien Willensäußerungen gehemmt werden muß."

Alle stimmten bei und der Lord sprach weiter: „Wenn Sie also nur sicher sind, Mr. Thornton, daß wir in St. Louis den Pelzjäger, welchen Sie als Führer anzuwerben gedenken, auch wirklich antreffen, so können wir nach ein paar Ruhetagen, die auch zu der Beschaffung der Pferde und den letzten Vorbereitungen unerläßlich sind, sofort aufbrechen."

„Wenn Mr. Thornton nicht etwa noch im letzten Augenblicke, wie sein Herr College, Furcht bekommt und auf die Hinterbeine tritt," spöttelte der Kapitän, listig mit den Augen zwinkernd.

Mr. Thornton spritzte den Tabakssaft seines Priemchens in kunstgerechtem Bogen weit von sich, direct in die Mitte eines der zur Schonung des kostbaren Teppichs überall an den Wänden befestigten Porzellannäpfe und sagte, ohne beleidigt zu sein, was auch der neckende Kapitän keineswegs beabsichtigt hatte:

„Damned die Furcht! ist 'ne Sache, die Josuah Thornton erst noch lernen müßte. Paßte auch nicht für meinen Beruf, rechne, es mag wohl leichter sein, sich unter die Rothhäute zu wagen, als einen verzweifelten Mörder oder Einbrecher in seinem letzten Versteck aufzuspüren und zu stellen.

Rechne sicher, daß mein Mann an Ort und Stelle zu finden sein wird. Wenn nicht, so ist 's auch gut.

Da das Glück uns Jack Sayders in den Weg führte, können wir eigentlich gar nicht besser thun, als ihn gewinnen.

Er kennt ebenso gut, wenn nicht besser als Jener, alle Schliche und Teufeleien der Rothhäute, steht in großem Ansehen bei ihnen, und was das Auffinden oder Verbergen einer Fährte anbetrifft, so war Coopers Lederstrumpf oder gar der Mohikaner Chingachgook nicht gewandter darin

als er. Dachte, er wäre noch in Mexiko, hätte sonst von allem Anfang an nur ihn vorgeschlagen."

„Nun, wenn Sie den Mann so überaus tüchtig wissen, so können wir ihn auch mitnehmen und haben dann statt einen, zwei Führer.

Wir können ja in Lagen kommen, wo der Gewinn eines solchen erfahrenen, zuverlässigen Mannes von großem Werthe ist. Sie wissen, lieber Thornton, daß es mir auf das Geld nicht ankommt, deshalb werben Sie ihn nur immer für uns."

„Weiß das, weiß das, Mylord! Habe nie einen Mann gesehen, der sich so wenig aus dem Gelde machte als Sie.

Aber — 's ist 'ne Sache, die ihren Haken hat. Wenn wir Jack Sayders haben könnten, wär's gut, sagt' ich. Doch, 'ne andere ist's, ob wir ihn kriegen können. Hat 'nen Eisenkopf der Mann, und mit 'nem anderen Führer zusammen geht er schon gar nicht.

Nicht etwa, daß er unverträglich wäre, Gott bewahre! Ist die beste Haut unter der Sonne, muthig wie ein Löwe und sanft wie ein Lamm, wenn man ihn in Ruhe läßt, aber, wen er führt, den führt er und kein Anderer darf ihm d'rein reden.

Und gerade der alte Chatillon, den ich im Auge hatte als Führer, ist nicht der Mann, sich 'nem Anderen unterzuordnen, 's ist ein Franzose und das sagt Alles. Diese Parlevous müssen ja überall die Ersten sein, sonst giebt's endlose Händel.

Uebrigens verdient's der Alte auch, denn er ist 'en braver Kerl, und wenn er nicht gerade zu tief in's Whiskyglas geguckt hat, der verträglichste Mensch, sobald man seine nationalen Schrullen achtet.

Ich mag's deshalb betrachten, wie ich will, 's geht nicht. Einen oder den Anderen, so steht die Sache.

Ich mag die Sache dem Sayders gar nicht erst vorschlagen, denn dann wär's aus, wir kriegten ihn überhaupt nicht mehr, und wenn Sie, Mylord, ihm goldene Berge böten, da er sich einbilden würde, durch seine Annahme der Stellung als unser Führer, den Chatillon, der nach ihm die beste Büchse unter den Waldläufern führt, zu benachtheiligen."

„Das macht ihm alle Ehre und der Mann gefällt mir immer besser. Da nun aber der Franzose, wie Sie sagen, im Punkte des Trinkens unzuverlässig ist, so wird es jedenfalls sicherer

sein, wenn wir ihn ganz fallen lassen und ihn durch Sayders zu ersetzen suchen."

„Hm! Hm!" machte Thornton, sich hinter dem Ohre kratzend, wobei er seinen Hut, der mit ihm verwachsen schien, einen Ruck gab, daß er, ganz schief sitzend, seiner Physiognomie einen überaus verwegenen Anstrich verlieh.

„Hab' auch schon daran gedacht! Müssen aber übrigens nicht denken, Gentlemen, daß der alte Chatillon etwa ein Säufer oder als Führer unzuverlässig wäre. Er ist nichts weniger als das. Sollte mir leid thun, wenn ich den Braven bei Ihnen in ein falsches Licht gebracht hätte. Er liebt freilich den Whisky mehr als ihm gut ist, das ist wahr, daß er aber, wenn er unser Führer würde, in der ganzen Zeit, wo wir ihn brauchen und bezahlen, keinen Tropfen seines Lieblingssaftes über die Zunge bringen würde, ist eben so wahr."

„Das ist Alles recht gut und ehrt den Mann, aber lieber wäre mir es doch, wenn wir Jack Sayders gewinnen könnten."

„Nun, Mylord, wie Sie wollen. Man kann es ja wenigstens versuchen. Wenn es Ihnen recht ist, will ich ihn holen."

„Ja, thun Sie das.

Ich will ihm selbst den Antrag machen, unser Führer zu werden."

„Gut, Mylord, ganz wie Sie wollen. Seien Sie aber vorsichtig, fallen Sie nicht mit der Thür in's Haus, sondern lassen Sie den Mann erst ein wenig warm werden in Ihrer Gesellschaft, denn, wenn er einmal Nein gesagt hat, bleibt es dabei."

„Ohne Sorge, mein lieber Thornton, holen Sie ihn nur."

4.

Der Pelzjäger.

„Ich bin wirklich äußerst begierig auf die Bekanntschaft mit diesem Jack Sayders," sagte der Lieutenant, sich eine frische Cigarre anzündend. „Ob er wohl dem Ideal, welches wir uns aus Cooper's Schriften von dieser Klasse Menschen einst bildeten, besser ensprechen mag, als alle die Exemplare von Trappern und Pelzjägern, die wir bisher gesehen?"

„Wer weiß," lachte Hill, „die Wirklichkeit entspricht, wie Sie wissen, selten oder nie dem Ideal eines Dichters. Vielleicht ist er in seinem Wesen noch ein wenig roher und in seiner Erscheinung schmutziger als Diese, obgleich die meisten das Aeußerste darin leisten.

Ich selbst kenne den Mann nicht von Person,

aber wohl dem Rufe nach, und nach diesem kann er allerdings einigermaßen würdig den Cooperschen Helden der Urwälder an die Seite gestellt werden, auch trägt er den Namen eines von ihnen, denn die Indianer nennen ihn nur, „die lange Büchse."

Die Herren hatten Zeit, ungeduldig zu werden, denn es dauerte lange genug, bis Thornton mit dem Manne zurückkehrte.

Er hatte viele Mühe gehabt, den Pelzjäger zu bewegen, ihn in den Salon zu begleiten.

Jack Sayders war stolz von Natur und meinte, er sei zu gut, um der Schauluft zur Unterhaltung zu dienen, denn daß seine Erscheinung da oben, wo Männer seiner Art selten waren, Aufsehen erregen werde, wußte er gut genug. Auch glaubte er, lediglich zur Befriedigung der Neugierde des vornehmen Engländers zu diesem beschieden zu werden und hatte sich deshalb kurz geweigert, Thornton zu begleiten, indem er sagte, der vornehme Herr habe genau so weit zu ihm, wie er zu Jenem und könne, wenn er ihn durchaus sprechen wolle, ebenso gut herunter kommen.

In seiner Entgegnung darauf nannte Thornton endlich den Namen des Lord, den er bisher zufällig nicht genannt, sondern nur von einem Lord

gesprochen hatte, der des Jägers Bekanntschaft zu machen wünsche.

Da zuckte ein Blitz in dem Auge des Jägers auf, der mit dem gleichgültigen Tone, in dem er nun erklärte, er sei bereit, Thornton zu begleiten, da er sehe, wie großen Werth er darauf lege, nicht recht harmonirte.

Thornton bemerkte das wohl, und sein Polizeigenie regte sich in ihm, er schob die Entdeckung, daß seines Auftraggebers Name diesem seltsamen Manne bekannt sein müsse, in einen sicheren Winkel seines Gedächtnisses zu gelegentlicher Verwendung, denn er vergaß nie etwas.

Das Erscheinen eines Pelzjägers im Jagdhemde von blauem Callico mit dem breiten Ledergürtel um den Leib, in dem das Bowieknife, sowie die Revolver stecken und an dem befestigt der Schießbedarf hängt, mit den weiten Beinkleidern von Hirschleder, und den starken, bis über die Knie reichenden Stiefeln, den arg mitgenommenen Filz auf dem Haupte, den treuen Gefährten, die lange amerikanische Büchse, auf dem Rücken, erregte freilich großes Aufsehen im Salon.

Man sah allerdings ähnliche und viel abenteuerlichere Gestalten täglich auf den Straßen, aber das Gewühl der Straße bildete auch einen

ganz anderen und analogeren Hintergrund als der Prachtsalon der Rose von Luisiana, mit seiner zum größten Theile überaus eleganten Gesellschaft, von denen Viele und ganz besonders die Damen in voller Abendtoilette erschienen waren.

Zudem kannten ein paar der Anwesenden den Mann, wenn auch nur vom Ansehen, und der berühmte Name des Pelzjägers ging eilig von Munde zu Munde.

Ueberdies war seine Erscheinung auch an sich ganz geeignet, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen.

In allererster Linie unterschied er sich von Anderen seiner Klasse durch die peinlichste Sorgfalt und Sauberkeit der Kleidung, ja, wäre nur das Geringste von Affektation und gemachtem Wesen in seiner Erscheinung gewesen, so hätte man ihn einen Stutzer unter den Jägern nennen können.

Wo seine Kameraden durch gänzliche Verwilderung ihres Aeußeren auffielen und etwas darin zu suchen schienen, mit Schlamm und Blut besudelt, mit all' den unverwischten Spuren der überstandenen Strapazen und Gefahren der Wälder in den Straßen umher zu laufen, war es sein erstes Geschäft, sowie er das civilisirte Gebiet

betrat, sich zu baden und umzukleiden, um alle Spuren der Wildniß von sich abzustreifen.

Er that dies nicht aus Eitelkeit, obgleich er ein Mann war, der sich sehen lassen konnte, sondern aus wirklichem tiefgefühlten Bedürfniß.

Es that ihm wohl, zu den gesitteten Gewohnheiten früherer Tage zurückzukehren und mit gebildeten Menschen als Gleichberechtigter, der er in jeder Beziehung war, zu verkehren.

Niemand wußte, woher er eigentlich stammte, wer seine Eltern waren und ob er noch eine Familie hatte.

Man wollte wissen, er habe bessere Tage gesehen, sei der Sohn eines reichen Mannes und der Name, den er führe, sei nicht sein eigener, sondern lediglich ein nom de guerre.

Gewißheit hatte, wie gesagt, Niemand.

Das Alles waren nur vage Vermuthungen, die sich allerdings auf die solide Basis der nicht wegzuläugnenden Bildung dieses Mannes und eines, wo er es am Platze glaubte, geradezu feinen Benehmens stützten.

Er selbst sprach nie von sich, noch stand er vorsichtig Forschenden Rede.

Aufdringliche blitzte er mit einem Flammenblicke seiner mächtigen Augen nieder, so daß es

Keiner das zweite Mal wagte, ihm mit neugierigen Fragen lästig zu werden.

Er mochte etwa vierzig Jahre, ein paar mehr oder weniger ließ sich nicht unterscheiden, zählen; war von hoher, schlanker, sehniger Figur, sein Gesicht lang und schmal, der untere Theil desselben von einem bis zur Hälfte der Brust reichenden, wohlgepflegten Barte verhüllt. Die Züge erschienen edel, die Nase aber etwas zu groß für das Gesicht, ihre Form war römisch im reinsten Style.

Starke, über der Nasenwurzel in eine Spitze zusammenlaufende, hochgeschwungene Brauen verstärkten den kühnen Ausdruck des von Wind, Wetter und Sonnengluth tief gebräunten Gesichtes, verliehen ihm aber auch einen überaus finsteren Ausdruck, besonders, wenn er die Augen gesenkt hielt.

Schlug er die etwas schweren Lider jedoch plötzlich auf, so hielt der freimüthige, edle Ausdruck derselben den obigen in so glücklicher Weise das Gegengewicht, daß Jack Sayders im Allgemeinen trotz der tiefen Längsfalte über der Nasenwurzel wohl den Eindruck eines sehr ernsten, aber keineswegs finsteren Mannes machte, und auf Jeden, der sich nur irgend auf Beurtheilung einer

Physiognomie verstand, einen durchaus Vertrauen erweckenden Eindruck ausübte.

Als er, den Salon betretend, Damen in demselben erblickte, griff er mit der langen schmalen Hand nach seinem Hute und nahm ihn, die Gegenwart der Ladys in ritterlicher Weise berücksichtigend, ab.

Dadurch erhielt man den vollen Anblick des jetzt noch bedeutender als vorher erscheinenden Gesichtes.

Die Stirn war breit und hoch gewölbt und stach von den übrigen dunkelgefärbten Gesichtstheilen in schneeiger Weise ab. Das Haar war schwarz und ganz kurz geschnitten, es ließ die edle Form des Kopfes mehr hervortreten, als daß es sie verhüllt hätte.

War man nach Haar, Bart und Augen, sowie nach dem dunklen Teint vorher geneigt gewesen, ihn für einen Spanier zu halten, so mußte man, nachdem man diese Stirn gesehen, solche Annahme sofort als Irrthum erkennen, denn einen so blendenden Teint konnte nur ein Sohn des Nordens besitzen.

War Jack Sayders zögernd und unwillig gekommen, so änderte Lord Denham's Anblick, den er, mit seiner hohen Gestalt alle Uebrigen über-

ragend, auf Thornton's geflüsterte Weisung sofort schon von Weitem herausgefunden und mit seinem Falkenblick in's Auge gefaßt hatte, sowie dessen freundliches Entgegenkommen dies bald.

Sir Frank hatte sich erhoben und begrüßte den Jäger, der sich mit der Manier eines gebildeten Mannes aber etwas kurz verneigte, als Mr. Thornton ihn vorstellte, um ihm dann den Namen Sir Frank's und der übrigen Herren, welche, dem Beispiele des Ersteren folgend, sich ebenfalls erhoben hatten, zu nennen.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Sayders, daß Sie meiner durch Mr. Thornton überbrachten Einladung sofort Folge gegeben haben," bemerkte Sir Frank, als der Jäger, seine Büchse an einen Stuhl lehnend, sich gesetzt hatte.

„Ich hätte freilich auch zu Ihnen kommen können, aber wissen Sie, das war mir complett unmöglich. Ich habe gestern versucht, mich im Zwischendeck umzusehen, aber es ging nicht, es ging absolut nicht."

„Hahaha!" fiel Thornton lachend ein, der sich dem Stirnrunzeln des Jägers gegenüber zu einer Erklärung dieses aristokratischen Widerstrebens gedrängt fühlte. „Lord Denham's verwöhnte

Organe können eben den Geruch unserer lieben Mitbürger, der Herren Neger, nicht vertragen. Das ist es, Freund Sayders."

Dieser lächelte ein wenig.

„Ah, ich verstehe. Ja, Mylord, daran werden Sie sich wohl niemals gewöhnen.

Ich begreife es vollständig, daß Ihnen dies Parfüm gewaltig zuwider ist. Ich gestehe, daß es sogar mir abgehärteten Manne allemal eine kleine Ueberwindung kostet, mich in den Dunstkreis dieser armen Menschen zu wagen."

„Nun, wenn dem so ist, Mr. Sayders, so werden Sie mich gewiß entschuldigen, daß ich nicht zu Ihnen kam und keinen Mangel an Achtung in dieser scheinbaren Vernachlässigung erblicken."

„Mangel an Achtung? Keineswegs. Uebrigens machen Sie mit mir zu viel Umstände, Mylord, ein armer Jäger, wie ich, ist daran nicht gewöhnt.

Sie wollten mich kennen lernen, wollten vielleicht von mir einige Auskunft über das Leben in der Wildniß haben, wollten von mir selbst die Erzählung einiger meiner Abenteuer hören.

Da bin ich, fragen Sie. Ich werde antworten, so gut ich kann und —"

Er schwieg abbrechend.

Doch Lieutenant Howard, der ihn voll Interesse unausgesetzt beobachtete, vollendete lachend seine Rede mit den Worten: „und so weit ich Lust dazu habe. Ist es nicht so, Mr. Sayders?“

Dieser zuckte schweigend die Achseln und ein flüchtiges Lächeln theilte seine Lippen.

Lord Denham aber, der vorher einen der Stewards gewinkt und einen Auftrag ertheilt hatte, worauf dieser mit einem Präsentirbret voll Flaschen und Gläsern zurückkehrte, sagte:

„Damit hat es noch Zeit. Vorerst, mein lieber Mr. Sayders, sollen Sie mir Bescheid thun und diesen Alicante versuchen.“

Nach einer kleinen, mit Austrinken der von Mr. Bill rasch gefüllten Gläser hingebrachten Pause, begann Sir Frank wieder:

„So, nun erlauben Sie mir wohl, auf die Angelegenheit zu kommen, welche uns vorzugsweise bestimmte, Mr. Thornton um die Vermittelung Ihrer Bekanntschaft zu ersuchen?“

„Ah! Sie meinen meine Abenteuer?“

„Nein. Sie thun uns Unrecht, Mr. Sayders, wenn Sie glauben, allein die Neugier habe uns veranlaßt, Ihre Bekanntschaft zu suchen.

Es ist in erster Linie Ihr Rath, den wir begehren.

Halten Sie es für möglich, jetzt die Ansiedelungen der Cheyennes und besonders jenen Theil des Hauptstammes, der unter der Herrschaft des schwarzen Adlers sich an den Mississippi fest niedergelassen hat, aufzusuchen?"

Jack Sayders richtete voll sichtbarer Ueberraschung einen durchdringenden Blick des Forschens auf den Lord und antwortete langsam, wie nach jedem Worte erst überlegend, was Jenen zu diesem ihn befremdenden Verlangen treibe:

„Für möglich vielleicht, aber keineswegs für rathsam. Der Stamm hat gleich den anderen Indianern, obgleich sehr wider Willen des schwarzen Adlers, das Kriegsbeil ausgegraben und jeder Weiße ohne alle Ausnahme, es müßte denn vielleicht einer jener verächtlichen Spione sein, die in der Maske eines Pedlar die Weißen wie die Indianer zu betrügen verstehen — läuft große Gefahr für Habe und Leben, wenn er sich zwischen sie hineinwagt.

Haben etwa Sie selbst diese Absicht, Mylord, so kann ich Ihnen nur wohlmeinend rathen, geben Sie dieselbe bis nach dem Friedensschlusse auf, wenn Ihnen anders Ihr Leben lieb ist."

„Pah! So schlimm wird es wohl nicht sein,“ rief der Lieutenant leicht hin. „Wir suchen —“

Er verstummte plötzlich, den Mr. Thornton, auf den gerade des unvorsichtigen Redners Blick fiel, legte hastig mit einem warnenden Blicke den Finger auf die Lippen, welche Geberde er geschickt durch ein Reiben der Lippe, als krümme sie ihn, zu cachiren versuchte, als zufällig Jack Sayders Blick ihn streifte und ihn beinahe ertappt hätte über dem Schweigen gebietenden Zeichen.

„Nun, was ist es, das Sie suchen. Mr. Howard, sprechen Sie doch weiter,“ sagte der Jäger einigermaßen befremdet über dies auffällige Schweigen.

Lord Denham hatte schnell einen fragenden Blick auf Thornton geworfen, der ihn mit unmerklichem Kopfnicken erwiderte, er sagte darauf hastig:

„Nun, sei es denn, warum sollen wir auch noch länger hinter dem Berge halten.

Du hast Recht, Aubry, es ist besser, wir sagen offen, was wir wollen. Also, Mr. Sayders, wir suchen einen zuverlässigen Führer für unseren Zug nach der Niederlassung der Chyennes.“

„Ah! Und warum, zu welchem Zwecke wollen Sie sich unter die Rothhäute wagen, wenn die Frage erlaubt ist?“

„Warum nicht? Der Zweck ist ein sehr einfacher, harmloser.

Mein Freund hier, der Kapitän Hill, will den schwarzen Adler besuchen, der einst in seines Vaters Hause während fast zwei Monaten Gastfreundschaft genoß, und dort von fast tödtlichen Wunden geheilt wurde, die er im Kampfe mit sechs Siouxkriegern erhielt.

Mr. Hill, der Vater, war zufällig in der Nähe, kam ihm zu Hilfe und rettete nicht nur seine Person von den Feinden, sondern auch seinen Scalp, durch einen wohlgezielten Schuß.

Ich und mein Cousin, sowie Freund Thornton haben uns aus Lust an Abenteuern seinem Vorhaben angeschlossen.

Sie sehen, Mr. Sayders, unter solchen Umständen kann von Gefahr gar keine Rede sein, selbst zu einem Zeitpunkte, wie dieser, denn Mr. Hill und Alle, die mit ihm kommen, können ja mit aller Sicherheit des freundlichsten Empfanges von Seiten des Häuptlings gewärtig sein."

„Hm! Wer weiß es! Von Seiten des Häuptlings vielleicht, obgleich der Mann, welcher jetzt den Namen des schwarzen Adlers trägt, nicht jener ist, den Sie kennen, Mr. Hill. Ob von Seiten des Stammes aber, das bezweifle ich sehr."

„Wie? — Was sagen Sie? So ist der Häuptling an der gefährlichen Wunde, die er bei Gelegenheit der zersprengten Friedensversammlung von den betrunkenen Häuptlingen empfing, gestorben?“

So schwirrten die Fragen der Herren durch einander.

Sehr ruhig entgegnete der Jäger:

„Nein, er lebt und ist ganz genesen.“

„Aber, Sie sagten doch, daß der, welcher jetzt unter den Namen des schwarzen Adlers den Stamm der Chyennes beherrscht, ein Anderer ist als der, den Mr. Hill kennt.“

„Ja, das habe ich gesagt und es ist die Wahrheit.

Der große Krieger ist seit über zwei Jahren todt, und an seine Stelle durch Wahl des Stammes der Gatte der Enkeltochter des Verstorbenen getreten.

Sie sehen, daß es nicht nur zwecklos, sondern weit gefährlicher sein würde, als Sie gedacht, wenn Sie jetzt noch, da der große Häuptling nicht mehr da ist, um Sie zu schützen, sich in die Wolfsgrube wagen wollten.“

„Gleichviel! Ich habe mir vorgenommen, den Stamm der Chyennes zu besuchen, und ich werde

gewiß nicht zurückgehen," erwiderte der Lord mit ernster Bestimmtheit.

„Außerdem," fügte Mr. Hill hinzu, „besitzen wir auch in dem eigenen Halsband des schwarzen Adlers, das gewiß noch einige des Stammes kennen, den Schutz, den wir von ihm selbst gehofft hatten.

Auch ich bestehe darauf, auszuführen, was ich mir vorgenommen, und werde nun mindestens die Enkelin des großen Todten begrüßen, dessen Scheiden ich wahrhaft bedaure. Er war ein großer Krieger und damals sehr freundlich mit mir, den kaum Achtzehnjährigen."

Jack Sayders kluge Augen wanderten von dem Einen zum Anderen. Es war klar, er suchte nach dem verborgenen Beweggrunde, der hinter dieser Beharrlichkeit stecken mußte.

Er glaubte offenbar nicht daran, daß diese Männer sich ohne allen weiteren Zweck, in so unruhiger Zeit in ein Dorf dieses kriegerischesten aller Stämme wagen würden.

Er kannte die dortigen eigenthümlichen Verhältnisse genauer, als irgend ein anderer Mensch seiner Farbe und wäre, wie kein Anderer, befähigt gewesen, sie zu führen, doch war er keineswegs geneigt, dies zu thun.

Allein den Grund dieses Besuches, der mit solcher Beharrlichkeit festgehalten wurde, obgleich der, dem er angeblich gelten sollte, nicht mehr unter den Lebenden weilte, hätte er für's Leben gern herausbekommen.

Doch war er viel zu klug und allzu geübt in indianischer List und Schweigsamkeit, um eine directe Frage zu thun, die, wie er im Voraus wußte, resultatlos bleiben würde.

Er zuckte daher statt aller Antwort schweigend mit den Achseln.

Nach einer Pause, während der er abermals einen verständigen Blick mit Mr. Thornton gewechselt hatte, begann der Lord wieder zu sprechen: „Glauben Sie nicht, Mr. Sayders, daß uns dies Pfand, von dem der Kapitän sprach, bei dem jetzigen Häuptling einen freundlichen Empfang sichern würde?"

„Wenn es Jemand giebt, der es als echt anerkennt, — seine Frau, die weiße Blume, kann das nicht, denn sie war damals, als ihr Großvater es weggab, noch lange nicht geboren, — können Sie von seiner Seite sicher darauf rechnen. Ueberhaupt ist es keineswegs der Häuptling selbst, den Sie zu fürchten haben würden, denn er ist, obschon gerade kein Freund der Amerikaner, doch diesen, sobald sie ihn und den Stamm mit ihren

tausenderlei Praktiken in Ruhe lassen, auch nicht feindlich gesinnt.

Aber der Stamm selbst haßt und fürchtet noch mehr, aus ganz besonderen Gründen, allen weißen Besuch.

Seit Jahren hat selten ein Weißer die Ansiedelungen des Stammes betreten, zurückgekehrt aber ist — Keiner außer —"

„Und Sie, Mr. Sayder's, waren Sie niemals dort?" warf der Lieutenant ein.

„Ich? O das ist etwas Anderes. Ich verkehre dort, so oft es mir beliebt, denn ich gehöre zum Stamme, auch stand ich unter dem speciellen Schutze des Verstorbenen.

Und der Nachfolger —. Von mir wollte ich eben sprechen. Ich bin die einzige Ausnahme."

„So behielt man die Weißen als Gefangene zurück?"

„Nein. Man tödtete sie," erwiderte Sayders kalt.

So furchtlos Sir Frank und seine Freunde auch waren, so gefaßt auf die Gefahren, welche sie erwarteten, fühlten sie doch Alle einen geheimen Schauder bei dieser Antwort, welche der Jäger mit solcher Ruhe gab.

Der Lieutenant faßte sich zuerst und ein Ge-

danke des Argwohns gegen den Jäger nistete sich in seiner Seele ein.

Er meinte entdeckt zu haben, daß Jener aus irgend einem geheimen Grunde sie um jeden Preis von ihrem Vorhaben abzubringen wünsche und dazu die Todesdrohung als bequemstes und vermeintlich sicherstes Mittel wähle.

Lachend sagte er daher leichtfertig: „Puh! Sie öffnen uns da ja recht schöne Aussichten! Wie stimmt denn das aber mit Ihrer vorigen Rede? Sie sagten doch, der Häuptling sei kein Feind der Weißen, sobald ihn diese nicht reizten, und nun soll er harmlose Besucher, die vielleicht seine eigene Gastfreundschaft vorher genossen, verrätherisch tödten?"

„Ich sagte nicht, daß der schwarze Adler selbst dies thut oder vielmehr befiehlt.

Er würde wüthen, wüßte er, was seine eigenen Krieger hinter seinem Rücken gewagt."

„Aber wenn dem so ist, warum sagen Sie es ihm nicht? Fällt nicht auf Ihr Haupt die Schuld eines jeden dieser Morde?"

„Nein. Ich fühle mein Gewissen rein davon," erwiderte Jack Sayders, den Kopf stolz erhebend und dem Ankläger frei und mit offenem Blick die Stirn bietend.

Was kann ich, der einzelne Mensch, gegen einen Stamm von achthundert indianischen Kriegern ausrichten? Der Häuptling selbst könnte hierin nichts ändern. Ich würde ihn mit einer solchen Mittheilung nur tief unglücklich machen, da er dadurch erführe, daß er trotz seiner unumschränkten Gewalt, welche er Kraft seines Geistes und der Ueberlegenheit seiner Bildung, wie seiner todesmuthigen Tapferkeit über den Stamm ausübt, dennoch unter einer gewissen Ueberwachung steht und nicht im Stande ist, seinen Willen, wenn auch nur in diesem einzigen Punkte, durchzusetzen.

Das Leben dieses Mannes ist ohne dem kein gar glückliches. Er hat jahrelang an Trübsinn gelitten, erst seitdem ihm seine Frau zwei Söhne auf einmal zu dem Mädchen geboren hat, das sie schon zusammen haben, scheint der finstere Geist tiefer Melancholie von ihm gewichen zu sein."

„Der Häuptling ist Ihr Freund, Mr. Sayders," sagte Sir Frank, als Jener schwieg, mit so sicherer Bestimmtheit, daß der Jäger ihn erstaunt anblickte, doch erwiderte er ohne Zögern mit heiterem Freimuthe: „Ja, so ist es und ich bin stolz darauf."

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit," sagte Sir Frank, seine Hand ergreifend und schüttelnd.

„Nun will auch ich allen Hinterhalt aufgeben und offen mit Ihnen sprechen, denn —“

Diesmal kümmerte sich Mr. Thornton nicht darum, ob der Jäger es bemerke und machte dem Lord sehr energische Zeichen des Schweigens. Denn der Agent meinte, die Gefahr allzu offenem Sprechens sei größer, als die, Jack Sayders die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß bei dem Allen ein Geheimniß vorliege, welches man nicht gewillt sei, ihm wissen zu lassen.

Doch hatte er mit seiner Ansicht kein Glück. Lord Denham war anderer Meinung und ließ sich in seiner Rede nicht lange stören, das Zeichen des Schweigens mit einem Lächeln und einem Kopfschütteln beantwortend, sprach er weiter.

5.

Donna Blanca.

Nein, Mr. Thornton, rathen Sie mir nicht ab. Ich denke, Mr. Sayders ist ein Mann, bei dem Offenheit die beste Diplomatie ist.

Gelingt es mir selbst nicht, ihn für uns zu gewinnen, versagt er uns seine Hilfe, was ich jedoch bezweifle, so haben wir doch keinen Nachtheil von unserem Vertrauen zu erwarten, er wird schweigen über das, was ich ihm zu sagen im Begriffe bin. Ich fühle es, er ist ein Ehrenmann und jedes Vertrauens würdig."

Mr. Sayders Augen leuchteten auf.

„Ich danke Ihnen, Mylord," erwiderte er warm, und diesmal war er es, der, des Lords Hand ergreifend, diese herzlich schüttelte.

„Ihr Vertrauen ehrt mich, und ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich dessen nicht unwürdig bin.

Sprechen Sie ruhig, mein Schweigen verbürgt Ihnen das Wort eines Mannes, der es noch nie gebrochen hat, gleichviel, was ihm auch die Treue gegen dasselbe gekostet hat."

Die schwarzen Augen Jack Sayders blickten an den Lord vorüber, in eine weite, weite Ferne hinaus, wo sie den Schatten einer Erinnerung vor sich emporsteigen sahen.

Diese Erinnerung war sichtlich eine schmerzliche, denn seine ausdrucksvollen Züge zuckten vor innerer tiefer Bewegung.

Doch das dauerte nur einen flüchtigen Augenblick, sich zusammenraffend, strich er mit der Hand über die düster gefurchte Stirn und begann in völlig ruhigem Tone wieder:

„Eines möchte ich Ihnen aber vorher sagen. Rechnen Sie nicht darauf, daß ich Sie als Führer begleiten werde. Ich gedenke vielmehr, Alles was ich vermag, aufzubieten, um Sie von der gefährlichen Caprice, sich jetzt in des Löwen Höhle zu wagen, abzubringen.

„Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung, wenn Sie mich gehört haben werden," erwiderte Sir

Frank, ruhig lächelnd. „Erlauben Sie mir aber vorher noch einige Fragen.

Haben Sie außer dem Häuptling noch andere Freunde bei dem Stamme?“

„O ja, das heißt wirkliche Freunde weniger, sondern nur was man so nennt, mit einer einzigen Ausnahme.“

„Ah!“ machte Sir Frank und sein Blick leuchtete hoffnungsvoll auf.

„Ist diese Ausnahme ein Weißer?“

Jack Sayders fuhr förmlich zurück:

„Wie kommen Sie darauf? Warum?“ fragte er in schier athemloser Hast und Erwartung.

„Das wird Ihnen meine Mittheilung erklären. Sie können mir auch später diese Frage beantworten. Ihre Betroffenheit über dieselbe ist mir vor der Hand Antwort genug. So hören Sie also.“

Man rückte näher zusammen und mit vorsichtig gedämpfter Stimme begann Sir Frank, dem ihm mit athemloser, stets wachsender Spannung zuhörendem Jäger seine Mittheilungen über Ursache und Ziel seiner Reise zu den Cyennes zu machen.

Er schloß mit den Worten:

„Sie, als Freund des Häuptlings, können uns,

wenn Sie nur wollen, gewiß die genauste und sicherste Auskunft darüber geben, ob wirklich der Gesuchte im Stamme lebt und unsere Nachrichten richtig sind."

„Richtig? Gewiß, das sind sie, wenn auch naturgemäß sehr unvollkommen. Oswald Benett lebt wirklich im Stamme," war die hastig hervorgestoßene Antwort.

Jack Sayders war sichtbar von dem Gehörten tief in Anspruch genommen und mit einer Menge auf ihn eindrängender Gedanken beschäftigt.

„Ah! Das ist schon etwas!" rief sehr befriedigt der Lord.

„Sie können und werden mir nun gewiß auch sagen, welche Mittel man anwenden müßte, um ihn zu befreien, denn allen Umständen nach muß man ja doch vermuthen, daß er Gefangener ist."

„Nichts weniger als das. Obgleich allerdings in gewisser Beziehung nicht ohne Ueberwachung, ist er doch frei wie der Vogel in den Lüften."

„Unmöglich! Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß er freiwillig bei diesen Wilden lebt, sich unter ihnen glücklich fühlt, und daß er mit freiem Willen seiner einst so zärtlich geliebten Mutter keine Nachricht von sich gegeben, sie ab-

sichtlich in so endlose Qual gestürzt habe, statt sie mit ein paar Zeilen —"

Hier erhob der Jäger mit einem ernsten Blicke, nach Art der Indianer, schweigengebietend die Hand und sprach mit Nachdruck:

„Das Erste kann ich gewiß, und soweit eine nützliche und segensreiche Thätigkeit, eine reformatorische Wirksamkeit, die höchste Achtung einer großen Anzahl Menschen und die zärtlichste Liebe eines schönen Weibes einen Mann zu beglücken vermag, darf ich auch das Zweite bejahen.

Das Dritte jedoch —; lassen wir das für den Augenblick, es beantwortet sich selbst, wenn Sie mich gehört haben werden.

Vieles ist freilich unklar dabei und wird es wohl auch bleiben. Denn der Einzige, welcher hier wohl Aufklärung bringen könnte, liegt im Grabe.

Vertrauen denn für Vertrauen. — Sie sollen Alles wissen, was ich über den Aufenthalt meines Freundes, denn Oswald ist mein Freund, bei dem Stamme weiß.

Doch rücken wir noch ein wenig näher zusammen und — oder noch besser. Die Herren sprechen wohl alle Französisch?"

Als Alle bejahend antworteten, fuhr dieser

seltsame Mann mit dem feinsten Accent eines Parisers der höchsten Kreise fort zu sprechen. Wo er in dem Laufe der folgenden Erzählung stockte, und sichtlich nach bezeichnenden Worten suchte, bemerkte man, daß nicht Mangel an Beherrschung der Sprache, sondern lediglich mangelnde Uebung die momentanen Zögerungen veranlaßte.

„Ich denke nicht," sagte er, vorerst einen prüfenden Blick über die nächsten Nachbarn gleiten lassend, „daß sich, seit der Entfernung jener Südländer, irgend wer in der Nähe befindet, der die Sprache genugsam beherrscht, um sich aus irgend einem oder dem anderen durch Zufall erlauschten Worte einen Zusammenhang unserer Unterhaltung zu bilden.

Ich muß, glaube ich, etwas weit ausholen, Gentlemen, damit Ihnen die Situation meines Freundes auch richtig verständlich wird.

Ist es Ihnen bekannt, Mr. Hill, daß der schwarze Adler damals, als er von Ihren Eltern verpflegt ward, schon verheirathet war?"

„Nein. Wir kannten seine Verhältnisse gar nicht. Er war zwar für die Hilfe, welche ihn durch meinen Vater geworden, wie für die sorgsame Pflege, die wir ihn widmeten, dankbar, war freundlich, ja in seiner Art wirklich liebenswürdig,

beschäftigte sich, sobald sein Zustand dies gestattete, gern und oft mit mir, lehrte mich allerhand indianische Spiele und sprach, als für einen Indianer überaus gebildeter Mann, mit meinem Vater in eingehendster Weise über die verschiedensten Gegenstände, wobei er stets bestrebt war, sein Wissen zu vervollkommnen; zeigte auch meiner lieben Mutter eine weit höhere Achtung, ja, eine Art von ritterlicher Verehrung, die fast noch wunderbarer bei einem Indianer war, als alles Uebrige, was meine Eltern an ihm so überraschte; aber über seine Verhältnisse sprach er weder damals noch bei seinen späteren Besuchen je ein Wort. In dieser Beziehung war er ganz in indianischer Weise verschlossen wie das Grab."

Jack Sayders hatte mehrere Mal, während Mr. Hill so sprach, verständnißvoll mit dem Kopfe genickt. Aus dieser Schilderung trat ihm ganz und gar das Wesen seines alten Freundes und Beschützers entgegen.

„Ganz Recht," nahm er das Wort wieder, als jener schwieg. „Ich hatte das erwartet. Also der schwarze Adler war damals bereits verheirathet und zwar mit — einer Weißen."

„Ach, die Arme!" rief der Lieutenant unwillkürlich voller Mitleid aus.

Jack Sayders lächelte ein wenig und fragte: „Warum beklagen Sie ihr Loos? Es war ein selbst gewähltes.“

„Ah! das ist etwas Anderes. Wahrscheinlich irgend eine dieser plumpen Farmerstöchter, die mehr Mann als Weib sind, und die —“

„Nicht doch, Mr. Howard, Sie irren abermals,“ fiel ihm der Jäger in's Wort.

„Donna Blanca, die Gattin, oder vielmehr die Squaw des schwarzen Adlers, war die einzige entzückend schöne Tochter eines Granden von Spanien erster Klasse.“

„O! Unmöglich?“

„Warum unmöglich, Mr. Howard? Haben Sie den Letzten der Mohikaner gelesen?“

„Ja,“ nickte der Lieutenant.

„Nun, meinen Sie nicht, daß, wenn Unkas, der edle Jüngling, nicht einen so jähen Tod gefunden hätte, die schöne Cora vielleicht auch ihrem Herzen gefolgt wäre?“

„Ah Bah! das ist ja nur ein Roman.“

„Mein werther Mr. Howard, Sie sind noch sehr jung. Glauben Sie einem Manne, dessen Lebenserfahrungen älter sind, als seine Jahre. Sie werden noch lernen, daß das wirkliche Leben oft Situationen bietet, die unwahrscheinlicher er-

scheinen, als der abenteuerlichste Roman. Genug, Donna Blanca, die schöne, liebreizende Donna Blanca war nicht die erste Weiße, die ihr Herz an einen Indianer verlor, obgleich sie vielleicht die Einzige gewesen sein mag, die diese verhängnißvolle Wahl nie zu bereuen hatte.

Ich will das aber nicht einmal den indianischen Kriegern, die solche Frauen hatten, allein Schuld geben. Jene Frauen mochten wohl eben gerade der Eigenschaften entbehren, welche sie bedurft hätten, um sich neben der Liebe ihrer Gatten, die bei diesen Naturkindern meist allein auf den Sinnenreiz beruht, auch deren Verehrung zu erringen, was sicher einen Indianer gegenüber, der von Jugend auf das weibliche Geschlecht als untergeordnete Geschöpfe, lediglich für seine Lust geschaffen und als prädestinirtes Lastthier des Mannes zu betrachten gewohnt ist, eine schwere Aufgabe ist, welche nur die auserwählteste Begabung eines Weibes zu vollbringen vermag. Diese aber hat Donna Blanca im höchsten Grade besessen. Sie ist eine geborene Königin gewesen, hat inmitten des Stammes beinahe diesen Rang eingenommen und ist nebenbei noch als eine von Wacondah gesandte Heilige verehrt worden, so lange sie lebte.

„Bless my soul! Das klingt ja genau wie ein Märchen!“ rief in unbegrenztestem Erstaunen der Kapitän.

„Man soll mich auf der Stelle kielholen, wenn ich je so etwas unter den Indianern für möglich gehalten hätte!“

„Wie kam aber diese Dame unter die Indianer?“ fragte nicht minder erstaunt Lord Denham.

„Ei, auf die gewöhnliche Weise durch Raub. Doch das ist eine ganze lange Geschichte, die Sie nur langweilen würde und —“

„O nicht doch, nicht doch, Mr. Sayders!“ rief auf das Aeußerste interessirt der Lieutenant. „Erzählen Sie, ich bitte! Nichts könnte uns mehr interessiren! Nicht wahr, Frank? Nicht wahr, Mr. Hill?“

„In der That, Mr. Sayders, Sie würden uns verbinden, wenn Sie uns die Geschichte dieser seltsamen Ehe mittheilen wollten. Wir haben ja noch reichlich Zeit, uns über das Uebrige zu besprechen.

Sie sind gewiß auch meiner Meinung, Kapitän, und Sie, Thornton, wie?“

Beide Herren stimmten dem Wunsche Lord Denhams eifrig bei.

Bill füllte die Gläser von Neuem und entkorkte andere Flaschen.

Jack Sayders leerte, sich gegen die Herren neigend, sein Glas und begann dann:

„Da Sie es wünschen, so will ich nicht länger zögern, Ihnen zu erzählen, was ich vielemal und zum großen Theil aus des schwarzen Adlers eigenem Munde gehört.

Eine Abtheilung der Chyennes war einst auf ihren Jagdzügen weit nach Mexico hinauf gekommen, befand sich aber bereits auf dem Rückwege, als sie auf eine Gesellschaft von Weißen trafen.

Die Hauptperson dieser Gesellschaft war eine achtzehnjährige Schönheit, Donna Blanca, die Tochter des Don Jaime de Medellia Couvilla's, eines reichen Haciendero.

Sie war im Mutterlande erzogen worden und kehrte mit ihrer Duenna im Geleite des Majordomo ihres Vaters, der sie aus dem Kloster abgeholt hatte, escortirt von neun wohlbewaffneten Männern, in die Hacienda ihres Vaters zurück.

Die Chyennes waren damals nicht in Feindschaft mit den Weißen, sie würden die Gesellschaft nicht belästigt, sondern sie in Frieden haben ziehen

lassen, wenn nicht ein junger Verwandter der Dame, der sich wohl die Gelegenheit zu einem, wie er meinte, wohlfeilen Heldenthum nicht entgehen lassen und sie von seiner Tapferkeit überzeugen wollte, ohne Weiteres auf zwei Indianer, welche in der Verfolgung eines Hirsches begriffen, ihren Weg kreuzten, gefeuert hätte, ehe ein Anderer, der besser wußte, als der junge Narr, was auf dem Spiele stand, ihn daran verhindern konnte.

Der eine fiel, der andere Indianer entfloh, drohend die Hand gegen die bestürzte Gesellschaft schüttelnd, unter einem wilden Rachegellen.

Das Unglück war geschehen, was halfen alle Vorwürfe, welche nun von allen Seiten auf den Missethäter einstürmten.

Eine Stunde später lebte von der ganzen Gesellschaft nur noch eine Person. Es war Donna Blanca, die sich verzweifelnd in den Armen eines Indianers, des Bruders von jenem durch ihren Verwandten getödteten Kriegers wand.

Unter den Indianern befand sich als Leiter der Jagdpartie ein junger Mann, Djola, der schwarze Adler genannt.

Er war der Sohn des obersten Häuptlings

der Chyennes, und war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt. Er muß das Ideal eines schönen Jünglings gewesen sein.

Trotz seiner Jugend war er bereits Häuptling und sehr beliebt im ganzen Stamme.

Mit finsterem Grolle sah er die schöne Weiße, die er, ohne sich dessen bewußt zu sein, bereits liebte, in der Gewalt des springenden Hirsches, eines Menschen, der selbst unter den Indianern für außerordentlich roh und brutal galt.

Er wußte nur zu gut, was ihrer wartete, wenn sie heimgekehrt waren, und die wüthendste Eifersucht packte sein Herz mit eiserner Gewalt.

Donna Blanca war es nicht entgangen, mit welcher verzehrenden Gluth die Flammenaugen des jungen schönen Häuptlings an ihr hingen. Sie fühlte instinktiv den tiefen Eindruck, welchen sie auf sein Herz gemacht hatte.

Seine Schönheit, seine ritterliche Erscheinung hatte zuerst ihr Auge gefangen genommen, die Sorgfalt, welche er ihr widmete und mit der er ihr trauriges Loos zu mildern bemüht war, die Achtung, mit welcher er ihr begegnete, erweckten von Neuem die bereits erstorbene Hoffnung in ihrem armen Herzen.

Sie versuchte, sich mit dem jungen Häuptling zu verständigen, flehte ihn an, sie zu erretten, sie heimzusenden zu den Ihrigen.

Es war das keine leichte Sache, denn er sprach nicht spanisch oder französisch, sie nicht englisch oder indianisch, aber es gelang dennoch, er verstand sie und beschloß, das zu thun, wozu ihn schon sein eigenes Herz drängte.

Er ging zu dem springenden Hirsch und bot ihm Preis für Preis, ja endlich seine ganze Habe für die schöne Gefangene.

Doch dieser lachte, verhöhnte ihn und blieb dabei, die Weiße müsse seine vierte Squaw und noch dazu die Dienerin der drei anderen werden.

Der schwarze Adler schäumte vor Wuth, beherrschte aber voll stoischer Selbstverläugnung seine Leidenschaft, um schweigend dem triumphirenden Nebenbuhler den Rücken zu wenden.

Der springende Hirsch war aber doch mißtrauisch geworden und bewachte fortan seine Gefangene so scharf, daß es der Häuptling unmöglich fand, sich ihr unbeachtet zu nähern.

Er benutzte indessen die Zeit, vertraute sich einem Freunde unter dem Jagdzuge an und lernte von diesem, der etwas spanisch sprach, die nöthigen

Worte, um der Gefangenen einen Weg zu vorläufiger Rettung anzugeben.

In der letzten Nacht vor dem Eintreffen im Lager gelang es ihm, durch die Mithülfe des Freundes unbeobachtet in ihre Nähe zu schleichen und ihr jene Worte zu sagen.

Man kam im Lager an. Bei dem fröhlichen Wirrwarr, welcher gewöhnlich bei einer solchen Rückkehr zu entstehen pflegt, gelang es der Gefangenen, ihrem Hüter zu entschlüpfen.

Glücklich gelangte sie in das ihr von dem schwarzen Adler genau bezeichnete Zelt des obersten Häuptlings, seines Vaters, sich so unter dessen Schutz stellend.

Freilich nützte ihr das nur für den Augenblick, denn trat der springende Hirsch vor den Rath der Häuptlinge und forderte sein Eigenthum zurück, so mußte ihm sein Recht unweigerlich werden.

Das wußte Dieser ganz gut und machte sich keine Sorge um seine Beute, sie blieb ihm sicher genug, meinte er.

Als er aber am Abende vor die am Berathungsfeuer versammelten Häuptlinge trat, im Begriff, sein Recht zu fordern, da sprang, ehe er sprechen konnte, Djola auf und forderte als Sühne

für eine Beleidigung, die der springende Hirsch ihm angethan, die Erlaubniß, auf Tod und Leben mit ihm um seine Gefangene zu kämpfen.

Er besiegte jede Einwendung und setzte mit Unterstützung seiner vorher unterrichteten zahlreichen Freunde unter den Häuptlingen, selbst gegen das Veto seines Vaters seinen Willen durch.

Die Gefangene durfte in ihrem sicheren Asyle bleiben, und der Kampf fand am anderen Morgen statt.

Der Häuptling blieb, obgleich mit Wunden bedeckt, Sieger, der springende Hirsch lag todt auf dem Platze.

Die befreite Gefangene pflegte mit größter Sorgfalt ihren Retter, dessen Eigenthum, wie sie wohl verstand, sie durch diesen Kampf geworden war.

Dennoch zagte sie nicht, sie hatte das Vertrauen zu Djola, daß er sie freigeben werde, sobald sie es wünsche.

Er war endlich genesen von seinen Wunden und nun erwartete der ganze Stamm, daß er die mit seinem Blute erkaufte Gefangene in sein Zelt führen und nach den Gesetzen des Stammes mit ihr leben werde.

Er jedoch dachte nicht so. Die Liebe hatte ihm Zartgefühl gelehrt.

Wohl hoffte auch er, Donna Blanca einst sein Weib zu nennen, aber das sollte geschehen nach Art der Weißen, nicht nach indianischer Sitte, ihr eigener Wille sollte sie frei von jedem Zwange in seine Arme führen, nicht die brutale Gewalt des Herrn ihres Geschickes.

Er baute ein neues Zelt, schmückte es mit Allem, was er dazu aufzutreiben wußte, bedeckte den Boden im Innern mit den schönsten Fellen, bereitete das weichste Lager, tauschte dann von den anderen Kriegern mit nicht geringem Aufwande alles persönliche Eigenthum der Dame aus, welches bei Vertheilung der Beute an sie gefallen, brachte es in dem Zelte unter und nun nahm er Donna Blanca's Hand, führte sie selbst hinein und sagte zu ihr:

„Dies ist Dein Haus, hier sollst Du wohnen, Djola wird für Dich jagen und glücklich sein, wenn er Dich besuchen darf."

In dieser Hütte lebte Donna Blanca über sechs Monate mit der jungen Indianerin, die ihr Djola zur Dienerin gegeben und die er zu diesem Zwecke ihren Eltern abgekauft.

Sie kam täglich mit dem jungen Häuptling

zusammen, durchstreifte, von ihm geleitet, zu Fuß und zu Pferde die Wälder und nie fiel von seiner Seite ein Wort, welches sie an ihre Abhängigkeit von ihm und an sein Recht auf sie erinnert hätte.

Sie selbst war noch immer so sicher in ihrer Seele als am Anfange, daß sie nur zu wollen brauchte, um frei zu werden.

Allein, obgleich sich nicht selten die Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihren Eltern in ihrem Herzen regte, vermochte sie doch den nöthigen Willen zur Trennung von ihrem Freunde nicht aufzubringen.

Sie zögerte und zögerte das Wort auszusprechen, das sie von dem scheiden sollte, für immer scheiden, dessen tägliche Gesellschaft ihr Lebensbedürfniß geworden zu sein schien.

Wie hätte sie auch, überredete sie sich selbst, wenn ihr Gewissen ihr diese Zögerung zum Vorwurfe machen wollte, von ihm gehen können, ehe ihr Werk hier vollendet war.

Sie war nämlich des jungen Häuptlings Lehrerin, er ihr aufmerksamer, gelehriger Schüler geworden.

Sie sprachen zusammen in einem seltsamen Gemisch von englisch und spanisch, das ihnen

jedoch vollkommen genügte, sich zu verständigen und ein jedes machte täglich mehr Fortschritte in der Sprache des Anderen.

Mit den eminenten Fortschritten des hochbegabten Schülers, wuchs der Lehrerin Lust am Unterricht und stahl sich der zu ihr wie zu einer Gottheit aufblickende schöne, junge Krieger, ohne daß sie es ahnte, immer tiefer in ihr Herz.

Donna Blanca's Stellung war, wie sie täglich sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, inmitten der allgemeinen Achtung, die ihr von allen Seiten entgegenkam, eine völlig sichere, ihr Einfluß ein täglich wachsender; der ihr eigene hinreißende Liebreiz, ihre Güte und Milde, vereint mit einer natürlichen, ungesuchten Würde, gewann ihr in immer steigendem Maße die Herzen dieser Naturkinder.

Alles, was sie an Schmuck mit sich geführt, wanderte aus ihrer stets offenen Hand in die der jungen Squaws und Mädchen.

Sie lehrte ihnen auch so manche Dinge, die geeignet waren, sie und die ihren zu erfreuen oder ihnen Nutzen zu bringen, und spielte mit den Kindern, die bald wie Kletten an ihr hingen, wo sie ihrer nur habhaft werden konnten.

Da, der siebente Monat ging eben zu Ende, kam ein Abgesandter ihres Vaters, welcher durch

einen Händler, der vor Kurzem in dem Lager gewesen war, und mit dem angeborenen Spürtalent dieser Leute, trotz aller angewandten Vorsicht, die Anwesenheit dieser weißen Dame nicht nur, sondern sogar ihren Namen auskundschaftet hatte, von dem Leben und dem Aufenthaltsorte seiner todtgeglaubten Tochter unterrichtet worden war.

Dieser Gesandte brachte ein reiches Lösegeld mit sich und war ermächtigt, dem Stamme noch einmal so viel für Donna Blanca's Rückgabe zu bieten.

Djola's Vater, der freilich wußte, mit welcher tiefen Liebe seines tapferen Sohnes ganzes Herz an dem Mädchen hing, hätte, wäre es auf ihn allein angekommen, den Boten gern mit all' seinen Schätzen wieder fortgesendet. Allein seine Pflicht verbot ihm dies.

Das weiße Mädchen war freilich seines Sohnes Eigenthum, er hatte sie mit seinem Blute erkauft, aber noch war sie nicht sein Weib, er hatte von seinen Rechten über sie keinen Gebrauch gemacht, und höher stand das Recht des ganzen Stammes, für den der Vortheil, welchen diese Reichthümer an Decken, Waffen, Schießbedarf und Pferden, an Stoffen und Schmuck ihm brachten, groß war.

Eine eigenmächtige Entscheidung durfte hier nicht getroffen, sondern die Sache mußte dem Rathe der Häuptlinge vorgelegt werden.

Der große Rath ward also zusammenberufen.

Die Häuptlinge, welche natürlich Alle bereits vorher wußten, um was es sich handelte, waren vorher in geheimer Zusammenkunft über ihren Entschluß einig geworden, und so lautete denn die Antwort ihres erwählten Sprechers auf die Anrede des alten Häuptlings so:

„Der große Rath wünsche bei dieser Gelegenheit, dem tapferen Sohne ihres großen Häuptlings einen Achtungsbeweis zu geben, und sei deshalb einig geworden, Djola allein über die Angelegenheit entscheiden zu lassen.

Das weiße Mädchen sei sein Eigenthum, und wenn er es verschmäht, von seinem Rechte, sie zu seiner Squaw zu nehmen, Gebrauch zu machen, müsse sie doch als solche betrachtet und für unantastbar gehalten werden. Wolle er sie also für den gebotenen Preis verkaufen, so sei das seine Sache, die ihn allein angehe."

Da sprang Djola auf, sprach in feurigen Dankesworten den Freunden seine Erkenntlichkeit für diese Entscheidung aus und erklärte dann stolz, das weiße Mädchen sei frei. Wolle sie ziehen,

so möge sie es thun und das ganze Lösegeld mit sich nehmen, denn er werde nichts von Allen für sie annehmen. Damit aber der Stamm unter dieser seiner Entscheidung nicht leide, so wolle er, um die gebotenen Vortheile einigermaßen zu ersetzen, durch volle sechs Jahre auf den Ertrag seiner Jagden an Pelzen und auf jeden etwaigen sonstigen Beuteantheil während dieser Zeit verzichten.

War man mit dem großmüthigen Verzicht auf all' die Schätze des Lösegeldes auch keineswegs ganz zufrieden, so widersprach doch keiner, als die Abstimmung an ihn kam.

Nun ließ der alte Häuptling den Boten und Donna Blanca vor den großen Rath führen, um ihnen die großmüthige Entscheidung seines Sohnes mitzutheilen.

Donna Blanca war bleich wie eine Leiche und vermochte sich nur mit Mühe auf den unter ihr zitternden Füßen aufrecht zu erhalten.

Sie warf ängstlich flehende Blicke auf Djola, der ihr, wie aus Erz gegossen, hoch und stolz aufgerichtet, gegenüber stand, den starren Blick unverwandt auf ihr bleiches, angstvolles und doch so süßes Gesicht gerichtet.

Kein Zug veränderte sich in den stolzen Zügen

des jungen Mannes, die eine Miene stoischer Ruhe unverrückt festhielten. Nur ein heftiges Athmen der hochgewölbten Brust, auf welche ein aus Vogelfedern und Perlen kunstreich gearbeitetes Halsband, mit einem goldenen Kreuze, eine Arbeit und ein Geschenk von Blanca's fleißigen Händen, niederhing, verrieth ein wenig von dem inneren Sturme.

Sie trat nahe zu ihm hin und ihre Hand auf seine über die Brust zusammengeschlagenen Arme legend, flüsterte sie angstvoll drängend:

„Du willst wirklich, daß ich gehen soll, Djola? Du lässest mich gehen? Bittest nicht, daß ich bleibe? Hältst mich nicht zurück?"

Als ihre Hand ihn berührte, erschütterte Allen sichtbar ein heftiges Beben, die Riesengestalt des jungen Mannes, sein Gesicht wurde aschfarben, aber er entgegnete mit fester Stimme:

„Der schwarze Adler ist ein tapferer Krieger, er ist zu stolz zu bitten, aber noch mehr stolz zu fordern, was nur als freiwilliges Geschenk Werth für ihn hat. Du bist frei, Blanca. Die Entscheidung steht allein bei Dir." —

Verletzt wich sie von ihm zurück. Sie war nicht minder stolz, als der Indianer.

Wie! sie, sie selbst, sollte sich anbieten?

Nimmermehr! Das Blut ihrer Ahnen empörte sich in ihr.

Stolz denn gegen Stolz. Er liebte sie, sie wußte das, und sie — liebte ihn, war sie sich dessen auch erst jetzt bewußt geworden, wo die drohende Trennung alle ihre Gefühle in Aufruhr setzte. Konnte er sie missen, nun, sie würde es eben auch können, es mußte sein.

Sie warf stolz den Kopf zurück und sagte hart:

„Wohl denn, Du willst es, ich gehe, Lebewohl, Djola!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen, deren Zittern ihrem ruhigen Stolze nur zu sehr widersprach.

Aber sie ward nicht von ihm ergriffen, ein stolzes Kopfneigen des jungen Häuptlings antwortete allein auf das Lebewohl.

Einen letzten wehen Blick warf sie auf ihn, und wendete sich ab, um den Kreis zu verlassen.

Nicht jetzt vermochte sie von all' den Anderen Abschied zu nehmen, denn sie fühlte sich von dem Uebermaß schmerzvoller Gefühle fast erstickt.

Nun öffnete sich der Kreis der Krieger, die, ihr Raum gebend, zur Seite traten.

Sie wankte vorwärts und — nein, sie blieb

stehen, wandte noch einmal den Blick zu Djola zurück.

Dort stand er, noch immer unbeweglich in derselben Stellung. Den Kopf stolz erhoben, zuckte keine Muskel in dem aschfarbnen Antlitz, nur die Lippen waren fester als vorher zusammengepreßt, als hielten sie mit Gewalt die Worte zurück, welche sich ungestüm aus dem bangenden Herzen herauf über sie drängen wollten.

Nein, und kostete es sein Leben, kein Laut der Bitte noch des Schmerzes durfte jetzt über diese stolzen Lippen.

Ueber die Augen aber hatte er wohl keine Gewalt oder wollte sie nicht brauchen, denn aus ihnen sprach mit weit beredterer Gewalt, als durch das arme Wort, das Flehen leidenschaftlichster Liebe, als sie den klagenden Scheideblick Blanca's begegneten.

Und fort fegte dieser Blick allen Stolz aus des Mädchens Seele, die Liebe behauptete ihr siegreiches Recht.

Ein lauter Jubelruf befreite ihre schmerzbelastete Brust von allem Trennungswehe, und nicht achtend der vielen Zeugen, Alles um sich her vergessend, hatte sie im Augenblick den Zwischenraum, der sie von ihm trennte, durchmessen, und

warf sich lachend und weinend zugleich in seine, bei ihrem Herannahen weit ausgebreiteten Arme, die sich um sie schlossen, die leichte Gestalt, gleich einem Kinde emporhebend. Mit ein paar weiten Sprüngen war der glückliche Häuptling mit seiner schönen Last aus dem Kreise verschwunden. Gleich darauf schloß sich der Vorhang von Blanca's Hütte hinter beiden.

Der Bote hatte seine Antwort.

Laute Jubelrufe der Indianer, die dieser Ausgang sehr befriedigte und erfreute, feierten das endlich glücklich vereinte Paar.

Am anderen Tage reiste der Bote ab, er nahm einen um Verzeihung bittenden Brief von Donna Blanca an ihren Vater mit, sonst nichts.

Das Lösegeld hatte Donna Blanca zurückbehalten, mit dem Bemerken, daß sie es als Entschädigung für ihr Muttererbe betrachte.

Die jetzige Frau ihres Vaters war nämlich ihre Stiefmutter, und Blanca machte sich keine Illusionen über die Verzeihung ihres Vaters.

Sie wußte, daß der stolze Mann ihr nie vergeben werde, und meinte, deshalb auch auf ihr mütterliches Erbe verzichten zu müssen.

In Betreff der Härte ihres Vaters hatte sie sich nicht getäuscht, wohl aber über das Andere.

Sie erhielt später ihr Muttererbe unverkürzt, mit der spöttischen Bemerkung, daß sie das für ihre Befreiung bestimmte Lösegeld als Morgengabe zu betrachten habe, die, wenn sie auch der Würde seiner Tochter nicht, dafür aber desto besser der elenden Verbindung entspreche, in die sie sich eingelassen.

Donna Blanca hatte das Lösegeld mit Uebereinstimmung Djola's dem Stamme preisgegeben, und war sofort nach Abreise des Boten mit Djola aus dem Lager verschwunden.

Niemand wußte, wo sie weilten, selbst der alte Häuptling nicht, wenigstens sagte er so. Da er jedoch keinerlei Sorge zeigte, so nahm man an, er sei unterrichtet und beruhigte sich dabei.

Djola war mit Blanca nach einer Mission geritten, um dem geliebten Mädchen den höchsten Beweis seiner Liebe und Dankbarkeit zu geben.

Als Beide nach einer Woche zurückkehrten, hatte sich des Häuptlings stolzes Haupt der heiligen Taufe gebeugt, er trug nun Blanca's Kreuz mit Recht als Christ, und des Priesters Hand hatte den Bund geheiligt, den die Liebe geschlossen.

Die Ehe der Beiden ward nach Jahresfrist mit einer Tochter gesegnet, und dies blieb das einzige Kind, das sie zusammen hatten.

Die Kleine war nicht nur der Abgott der Eltern, sondern auch der Liebling des ganzen Stammes, den Großvater an der Spitze. Doch dieser Letztere ward bald zu seinen Vätern versammelt und ging in die glücklichen Jagdgründe zu Waconda. Djola trat an seine Stelle. Neben ihm aber herrschte in nie dagewesener Weise Blanca fast so unumschränkt, als er über den Stamm.

Auf ihre Veranlassung verließ der Stamm die alten Lagerplätze, gab das Nomadenleben auf, und gründete feste Niederlassungen an einem der Ufer des Mississippi.

Sie hatte in Allem, was sie unternahm, eine glückliche Hand, ihr Einfluß auf den Stamm war ein durchaus civilisatorischer, unter dem sich der Wohlstand Aller sichtlich hob, wozu freilich auch die größte Hälfte ihres mütterlichen Vermögens, die sie und ihr Gatte im Interesse des Stammes zum Ankauf von Ackergeräthschaften, Werkzeugen und Vieh verwendeten, einen festen Grund legte.

Die Ehe des seltenen Paares war eine glückliche, auf der schönsten Uebereinstimmung der Seelen beruhende. Dennoch nagte ein geheimer Kummer an dem Leben Blanca's. Es war die Sehnsucht nach dem Vater, der Wunsch, ihn zu versöhnen.

Djola errieth ihn und beschloß endlich, den Versuch zu machen, ihr den zürnenden Vater wieder zu gewinnen. Geschäfte vorschützend, nahm er Abschied von ihr und machte sich auf den Weg.

Aber seine liebevolle Absicht schlug fehl, der harte, stolze Mann begegnete ihm mit Hohn und Verachtung, und diese vergebliche Liebesmüh' hätte beinahe dem edlen Manne das Leben gekostet.

Auf der Rückreise geschah es ihm, daß er in jenen Hinterhalt fiel. Wahrscheinlicherweise waren sogar jene sechs Sioux von dem rachsüchtigen Spanier auf seine Ferse gehetzt worden.

Als er geheilt zu der geliebten Frau, die ihn verzweifelnd schon verloren gegeben hatte, zurückgekehrt war, sagte er ihr nie etwas von dem so schlimm abgelaufenen Versuche. Mit tiefem Schmerze sah er, wie das geliebte Weib immer zarter und zarter wurde, wie sie langsam dahinschwand. Sie starb, und der ganze Stamm trauerte mit ihm über seinen Verlust, der Alle mit traf.

Mit ihr war Djola's Glück für immer dahin. Er nahm keine Frau wieder. Die schön und hold herangewachsene Tochter, Maria hatten sie die Eltern, Lachtaube der Stamm genannt, denn

sie lachte und sang den ganzen Tag, führte auch endlich wieder die Freude in ihres Vaters Herz zurück.

Aber nicht auf lange Zeit, da kehrte der Schmerz und die tiefste Trauer von Neuem bei ihm ein.

6.

Oswald Benett.

Maria, die Lachtaube, erreichte vier Jahre nach dem Tode der Mutter das mannbare Alter und hatte begreiflicherweise viele Verehrer.

Unter diesen war der schwarze Falke, ein junger, tapferer Krieger, der von ihr bevorzugte.

Dem Vater war er gerade der am wenigsten angenehme unter allen Freiern seines Kindes, er liebte ihn nicht und mißtraute ihn.

Allein, was konnte er thun. Maria liebte ihn, er war tapfer, klug, wohlhabend und hatte viel Anhang im Stamme, und die Häuptlinge versprachen dem schwarzen Adler, er solle als sein Tochtermann, wenn er sich dessen fortdauernd würdig erweise, dereinst sein Nachfolger werden.

Widerstrebend willigte er endlich ein und hatte nur zu bald Ursache, sein Nachgeben zu bereuen.

Maria war sichtlich unglücklich. Die arme Lachtaube hatte alle ihre sonnige Heiterkeit verloren, sie lachte und sang nicht mehr. Die Rosen ihrer Wangen waren erblichen, der Glanz der hellen Sternenaugen erloschen, sie sahen aus, als sei selbst der Quell der Thränen in ihnen versiegt.

Doch klagte sie nie und erst von Anderen mußte der verzweifelte Vater erfahren, daß der Unfriede ein täglicher Gast im Hause seiner Tochter sei.

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, aber er wagte nicht, einzuschreiten, weil er fürchtete, die Sache nur schlimmer zu machen.

Aber eines Tages kehrte er um Tage früher, als man erwartet, von einem Jagdzuge zurück und begab sich, um zuerst die Tochter zu begrüßen, zu ihr.

Er suchte sie anfangs vergebens und fand sie endlich zu seinem Entsetzen in einem Winkel ihres Hauses mit verstopftem Munde und mittelst Riemen zu einem unförmlichen Klumpen zusammengeschnürt.

Der Vater befreite sie aus der schmerzlichen Lage, aber sie war bewußtlos und blieb es lange.

Währenddem erpreßte er durch Versprechungen und Drohungen von der Dienerin, die er ihr mitgegeben und die, wie sie sagte, nur aus Todesfurcht bisher geschwiegen, daß der schwarze Falke sein sanftes, schuldloses Weib täglich aus keinem anderen Grunde, als aus teuflischer Bosheit so und noch viel schlimmer mißhandle, sie, die Dienerin, mit dem Tode bedrohend, wenn sie wage, die Gefesselte in seiner Abwesenheit zu befreien oder seine Mißhandlungen zu verrathen.

Der arme Vater sagte kein Wort, aber er verließ das Haus und ging dorthin, wo er gewiß war, den rückkehrenden Schwiegersohn zu treffen.

Er hatte sich nicht geirrt. Der schwarze Falke erschrak tödtlich, als er den ferngeglaubten Schwiegervater so plötzlich und unerwartet mit flammendem Auge und drohender Stirn vor sich sah.

Auf diesem unerbittlichen Richterantlitz las er, daß Jener Alles wußte und griff eilig nach seinem Messer, aber ehe er es nur berührte, hatte des schwarzen Adlers Hand die Schneide seines Tomahawk tief in das Hirn des teuflischen Quälers seiner Tochter vergraben.

Den Todten mit dem Fuße aus dem Wege stoßend, wendete sich der Häuptling ab, berief den Rath der Häuptlinge und klagte sich selbst der vollbrachten Rächerthat an, legte aber zugleich deren Ursache vor und forderte sein Urtheil.

Es war ein freisprechendes, die Rache für berechtigt und gerecht erklärendes.

Die Tochter kehrte, von ihrem Peiniger befreit, in das Haus des Vaters zurück.

Allein, ihr Leben war gebrochen, zu schwer die Mißhandlungen gewesen, die sie aus Liebe zu dem Vater, um ihm Kummer zu ersparen, schweigend erduldet hatte.

Sie überlebte die Geburt einer Tochter nicht.

Abermals vergingen fünfzehn Jahre.

Blanca oder die weiße Blume, wie die Indianer sie nennen, des schwarzen Adlers Enkeltochter, war erwachsen.

Da befand er sich mit dem größten Theile der Krieger des Stammes auf dem Kriegspfade.

Die Krieger waren überall siegreich gewesen, hatten wenig Verluste gehabt und kehrten mit Beute beladen zu ihren Niederlassungen zurück.

Da stießen sie auf einen Emigrantenzug.

Geradeso, wie damals die Reisegesellschaft

Donna Blanca's ohne die Frevelthat eines ihrer Mitglieder unangefochten von den Indianern geblieben wäre, so würden auch diese Emigranten sich mit einer kleinen Abgabe leicht freien Abzug erkauft haben.

Allein, die thörichten Menschen verloren, mit der einzigen Ausnahme eines jungen Mannes, sammt und sonders beim Anblicke dieser zahlreichen Indianerschaar, die freilich im vollen Kriegsschmucke mit ihrer Kriegsmalerei, und schmutz- und blutbedeckt, wie sie waren, fürchterlich genug aussahen, den Kopf ganz und gar und begrüßten sie, ohne sich nur erst zu überzeugen, ob sie böse Absichten auf sie hatten, mit einer vollen Salve aus ihren Rifles, die mehrere Pferde reiterlos machte und den schwarzen Adler, der an der Spitze seiner Krieger ritt, wenn auch nur leicht, am Kopf verwundete.

Ein entsetzliches Wuth- und Rachegeschrei war die erste Antwort auf dies wahnsinnige Gebahren.

Als die Indianer weiter zogen, waren sie mit neuer Beute beladen, und eine Schaar von Todten und tödtlich Verwundeten, sämmtlich ohne Scalps, blieb hinter ihnen im Staube der Straße, der sich in einen Blutschlamm verwandelt hatte, zu-

rück. Die Chyennes führten nur einen einzigen Gefangenen mit sich.

Es war jener obenerwähnte junge Mann, der Einzige unter Allen, der seine Ueberlegung bewahrt und seine unglücklichen Gefährten vergebens gemahnt hatte, von ihrem verhängnißvollen Beginnen abzustehen.

Als er freilich gesehen, daß Alles verloren war, da hatte er jedes Bedenken und Zögern bei Seite geworfen und mit Löwentapferkeit für die Frauen und Kinder der Emigranten gekämpft, sich zwischen sie und den Tod werfend, den ihnen die Rache der wahnsinnig erregten Rothhäute drohte. Endlich streckte eine Kugel den Tapfern nieder.

Der schwarze Adler, dessen Augen von allem Anfange an von dem blonden Riesen seltsam angezogen worden waren und der instinktiv eine verwandte Natur in ihm ahnte, hatte Alles gesehen, sein anfängliches Abmahnen und dann seine verzweiflungsvolle, obwohl ebenso vergebliche, Tapferkeit.

Als nun einer der Indianer sich über den Gefallenen beugte, um seinen Scalp zu nehmen, da erfaßte des Häuptlings starke Rechte die messerbewehrte Hand und er raunte dem mißmuthig

Aufblickenden zu: „Laß mir den Mann, die Hälfte meines Beuteantheiles sei dafür Dein.“

Dies Anerbieten war zu vortheilhaft, um nicht angenommen zu werden, was um so leichter geschehen konnte, da bereits drei frische Scalpe den Wampungürtel des Kriegers zierten.

Er verneigte sich respektvoll vor dem großen Häuptling, dessen Verlangen noch außerdem eine Ehre für den jungen Krieger war, und half ihm den Bewußtlosen auf ein Pferd binden, das er selbst in Obhut zu nehmen sich erbot.

Gedankenvoll ritt der Häuptling in der Mitte seiner Krieger der nur noch etwa fünfzehn Meilen entfernten Heimath zu.

Er war innerlich so beschäftigt, daß er darüber ganz auf seine Wunde und deren heftige Schmerzen vergaß.

Er sah ein besonderes Geschick in dieser Begegnung und beschloß, die Gunst desselben festzuhalten und zu benutzen.

Ehe er die Heimath erreichte und Blanca, gleichzeitig jubelnd über seine Heimkehr und klagend über seine Wunde, an seinem Halse hing, war sein Plan fertig.

Nicht noch einmal sollte indianische Rohheit ein Kind seines Herzens unglücklich machen.

Er wußte nur zu gut, daß Männer, wie er, und Herzen, wie das seine, unter dem rothen Volke nicht leicht wieder gefunden werden.

Während dagegen solche, wie sein schändlicher Schwiegersohn, Blanca's Vater, nur allzu häufig vertreten sind.

Nachdem Blanca's weiche Hände die Wunde des Großvaters ausgewaschen, mit heilenden Kräutern bedeckt und sorgsam verbunden hatten, übergab er den schwer verwundeten, noch immer bewußtlosen, weißen Gefangenen ihrer Pflege.

Blanca widmete sich dieser Aufgabe mit einer täglich wachsenden Hingebung und ihren geschickten Heilkünsten, verbunden mit dem sanften Einflusse, welchen sie auf das Gemüth des jungen Mannes gewann, gelang die Heilung in sehr kurzer Zeit, wenn man die Schwere der Wunden in Betracht zieht.

Als aber der Gefangene genesen war, geschah das, was der Häuptling erwartet hatte.

Die Verwandten der sechs im Kampfe mit den Emigranten gefallenen Krieger forderten den Martertod des Gefangenen, als Sühneopfer für die Manen der Todten.

Der Häuptling widersprach nicht, setzte aber einen möglichst weit hinaus geschobenen Termin für den Tag der Marter an.

Die Zwischenzeit benutzte er zu der eingehendsten Bekanntschaft mit Wesen und Charakter des Gefangenen, der völlig ahnungslos über das, was seiner wartete, in gänzlicher Unbefangenheit mit dem ernsten, stolzen Großvater seiner holden Pflegerin verkehrte und ihn offenherzig sein vergangenes Leben wie alle seine Hoffnungen für die Zukunft anvertraute.

Dabei legte der schwarze Adler dem täglich vertrauter und inniger werdenden Umgange der beiden jungen Leute mit einander nicht das geringste Hinderniß in den Weg und schien nicht zu sehen und zu hören, daß ihre gegenseitigen Blicke immer feuriger, ihr Lächeln, der Ton in den sie mit einander sprachen, immer zärtlicher wurde.

Mitten in diesen süßen Verkehr täglich wachsender Liebe hinein fiel, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die Ankündigung des grausamen Geschickes, das des Gefangenen harrte.

Der schwarze Adler war es selbst, der mit fester Hand diesen Schlag gegen die Liebenden führte.

Einen Augenblick standen Beide wie gelähmt, vor Entsetzen stumm vor ihm, dann stieß Blanca einen lauten, gellenden Schmerzensschrei aus und warf sich an des Gefangenen Brust, ihn mit

beiden Armen umklammernd, als könne sie so ihn vor dem Entsetzlichen beschützen, und er drückte sie, Alles vergessend, was ihm drohte, mit einem Rufe seligen Entzückens an sein Herz, das süße erbleichte Antlitz mit Küssen bedeckend, völlig unbekümmert, was der stolze Häuptling zu diesem Gebahren sagen werde.

Was galt ihm in diesem Augenblicke der Zorn des schwarzen Adlers!

Davon war indeß in den Zügen des sonst so ernsten, düstern Mannes nichts zu entdecken. Vielmehr betrachtete er mit einem überaus zufriedenen Lächeln diese gegen die indianischen Sitten in so unerhörter Weise verstoßende Scene.

Allmählich aber wurde sein Lächeln ein wehmüthiges und die stolzen feurigen Augen blickten umflort, denn seine Gedanken weilten bei Der, die nun schon so lange der grüne Rasen deckte, die aber noch mit unveränderter Macht in dem Herzen dieses Mannes herrschte, den ihre Liebe einst so hoch beglückt.

Die liebliche Enkelin erinnerte ihn mehr als jemals an sein Weib, dessen Ebenbild diese zweite Blanca viel mehr war, als es deren Mutter, seine Tochter, je gewesen.

Nach einiger Zeit kehrte den Liebenden das

Bewußtsein ihrer Lage zurück, und schaudernd blickten sie in den Abgrund, der sich gähnend vor ihren Füßen öffnete.

Mit einer ungestümen Bewegung wendete sich Blanca dem Großvater zu. Sie wollte sprechen, wollte ihm sagen, daß sie den Geliebten auch im Tode nicht verlassen, sondern mit ihm sterben werde, aber er winkte ihr ungeduldig Schweigen zu und fragte mit der Miene eines strengen Richters:

„Du liebst dieses Mädchen, Blaßgesicht?"

„Ja, Häuptling, verzeih, ich kann nicht anders. Ich liebe sie von ganzer Seele."

„Was weiter?" war die verächtlich betonte Frage, die dem Gefangenen das Blut bis an die Stirne emportrieb.

„Was weiter? fragst Du," erwiderte er ungestüm und voll tiefster Bitterkeit.

„Giebt es eine Zukunft für den, der morgen schon am Marterpfahle sterben soll? Wenn ich leben dürfte, so würde ich Dich, großer Häuptling, bitten, mir Deine Enkelin zum Weibe zu geben."

„Zum Weibe nach Euren Gebräuchen?"

„Und wie anders? Hältst Du mich für einen Schurken?"

„Nein, das nicht, aber die Blaßgesichter haben eine doppelte Zunge."

„Viele vielleicht, aber Oswald Benett nicht.“

Obgleich alle Zuhörer bereits die Identität dieses jungen Mannes mit dem, den sie suchten, geahnt hatten, begrüßte doch ein allgemeiner Ausruf befriedigten Erstaunens die Nennung dieses Namens. Doch wagte Keiner eine weitere Bemerkung.

Jack Sayders machte eine kleine Erholungspause, leerte sein Glas und begann dann wieder.

Der schwarze Adler nickte zufrieden und sagte: „Wohl, ich will Dir glauben, aber, wenn ich Dir nun mein Kind geben wollte, würdest Du mir versprechen, sie, so lange ich lebe, nicht von meiner Seite zu reißen?“

Blanca stieß einen Schrei jubelnden Entzückens aus und warf sich dankbar in des Großvaters Brust, der sie zärtlich an sich drückte.

„Nein, nein! Sei ohne Sorge, Vater! Ich verlasse Dich nie!“ rief sie zärtlich und glitt, sich dichter an ihn schmiegend, mit der zarten Hand über die rauhe Narben bedeckte Brust, in der ein Herz pochte, das mit so zärtlicher Liebe an ihr hing.

Dann blickten Beide betroffen zu Benett hinüber, denn noch immer schwieg er. Nachdenklich neigte sich sein Kopf auf die Brust, ernste Sorge trübte das vorhin von Glück strahlende Antlitz.

Des Häuptlings Augen begannen von verhaltenem Feuer zu glühen, mit stolzer Verwunderung sagte er:

„Du zögerst?“

„Nein,“ erwiderte der junge Mann, den Kopf erhebend und ihm frei in die Augen schauend.

„Wie sollte ich? Wer wird zögern, wenn ihm der Himmel winkt? Aber ich denke nach, wie ich die Pflichten des Sohnes mit denen des Liebenden vereinigen soll.

Wie Du Deine Enkelin liebst, großer Häuptling, so liebt mich die in der Heimath zurückgebliebene Mutter. Wie Blanca an Dir, so hängt mein Herz in treuer Sohnesliebe an der, die mich geboren und deren einziges, letztes Erdenglück ich bin.

Ich war auf dem Heimwege zu ihr, als ich Dein Gefangener wurde, schwarzer Adler, sie erwartet mit schmerzlichster Sehnsucht täglich meine ihr bereits angekündigte Rückkehr, soll ich die Theure vergebens harren lassen? Soll ich auf immer von ihr scheiden?“

„Nicht auf immer, thörichter Knabe, nur so lange ich lebe, und ich bin ein alter Mann. Achtundsechszig Sommer und eben so viel Winter sind über meinen Scheitel dahingegangen und haben

mein Haar mit Schnee bestreut, nicht lange wird es dauern, bis man mich unter den Rasen an die Seite meines Weibes bettet, wie ich es befohlen."

„Nein, nein! Sprich nicht so, lieber Vater!" flehte Blanca, deren schöne Augen sich mit Thränen füllten.

„Du bist stärker, kräftiger und schöner, als der Jüngsten einer unter dem Stamme, Du wirst Dich noch sehr, sehr lange unseres Glückes freuen."

Benett aber rief ungestüm: „Wie, soll ich hoffen und harren auf Deinen Tod? Soll ich wünschen, daß das Leben eines Edlen, Tapferen sich seinem Ende nähere?

Unmöglich! Ich achte, ich verehre, ja ich liebe Dich gleich einem Vater. Du kannst mir solche Seelenqual getheilter Pflichten, vor der endlich all' mein Glück an der Geliebten Seite verblassen müßte, nicht auferlegen wollen."

Der schwarze Adler nickte befriedigt und erwiderte ruhig, während er Blanca's Kopf zärtlich an sich drückte.

„So laß doch Deine Mutter zu Dir kommen. Sie kann bei Dir und Blanca leben, und ich bürge Dir dafür, daß ihr von Seiten des Stammes all' die Achtung werden soll, die sie fordern kann."

„O, wenn ich das darf, dann, großer Häuptling, bin ich in Gottes Namen der Deine.

Gieb mir denn Dein holdes Kind und möge mich Gott vergessen und verlassen, wenn ich sie je weniger liebe, als in diesem Augenblicke, und ihr Glück nicht stets mein beharrlichstes Bestreben, meine erste Pflicht ist!“

„Du schwörst bei dem gekreuzigten Gott, daß Du sie nicht von mir reißen willst, so lange meine Augen offen stehen?“

„Ich schwöre es!“

„Nun, so nimm sie hin. Sie ist Dein.“

Damit legte der Häuptling Blanca an des jungen Mannes Brust und wendete sich seufzend ab, dem Fenster zu, an das er sich lehnte und hinüberblickte nach den drei hohen Eichen, die den kleinen Grabhügel beschatteten, unter dem das Weib seines Herzens schlummerte.

7.

Am Marterpfahle.

Erst nach längerer Zeit wendete sich der schwarze Adler den Liebenden wieder zu, deren leises Geflüster und zärtliches Kosen mit seiner ernsten Stimme unterbrechend.

„Höre mich an, mein Sohn, Du hast jetzt erreicht, was Du gewünscht, damit Du Dich aber — lebend Deines Gewinnes und des Wiedersehens mit Deiner Mutter erfreuen kannst, mußt Du Dich noch einer ernsten, schweren Prüfung unterwerfen, zu der Du all' Deines Muthes bedürfen wirst."

„Wie?! Du meinst Doch nicht, daß morgen die Marter . . .?" schrie Blanca, sich angstvoll an den Geliebten klammernd, unfähig weiter zu sprechen.

„Zur bestimmten Stunde dennoch stattfinden wird und muß. Gewiß, das meine ich," vollendete der Häuptling ihre Rede mit kalter Bestimmtheit."

„Still! Weine nicht," setzte er gebieterisch hinzu.

„Betrage Dich, wie es der Enkelin des schwarzen Adlers ziemt.

Dein künftiger Gatte wird morgen Gelegenheit haben, Dir und allen zu zeigen, ob er Deiner würdig ist.

Hört mich an, Kinder. Ich kann, ohne gegen die alten Gebräuche zu verstoßen und mein Ansehen als erster Häuptling unheilbar zu untergraben, den Verwandten der Todten ihr Opfer nicht vorenthalten.

Niemand darf vorerst wissen, daß ich Euch vereinigt habe, noch daß Eure Liebe zu einander mir überhaupt bekannt ist.

Das Opfer wird unter allen dabei gebräuchlichen Ceremonien beginnen. Du, mein Sohn, wirst Dich ruhig an den Pfahl binden lassen. Ich allein habe zu bestimmen, welche Marter beginnen soll. Ich werde das Schießen wählen, bei dem Du die lebende Scheibe sein wirst.

Bedenke, je fester Du dem drohenden Tode

die Stirn bietest, je ruhiger Du ihm in's Auge blickst, je weniger Todesfurcht Du zeigst, desto größer wird später als Blancas Gatte Dein Einfluß im Stamme sein. Fürchte übrigens nichts. Die Schützen sind ihres Zieles vollkommen sicher. Das Höchste, was Du dabei zu riskiren hast, wäre eine leichte Streifwunde. Das mußt Du ertragen, und ich denke, der Besitz Blanca's ist schon eine kurze Marter, und selbst im schlimmsten Falle einige Streifwunden werth.

Das Bestehen derselben wird zugleich der Prüfstein für Deine Aufnahme unter den Kriegern sein.

Sobald ich bemerke, daß die Schützen sich erhitzen und der Festigkeit ihres Vornehmens, Dich nicht zu treffen, nicht mehr zu trauen ist, werde ich das Zeichen zum Schlusse geben und dann, Blanca, ist Deine Zeit gekommen.

Ehe die Feuermarter beginnt, mußt Du vortreten, Deine Rechte auf die Schulter Benett's legen und kraft des Dir, wie Jeder, zustehenden Rechtes, das Todtenopfer als Gatten fordern. Bist Du zufrieden?"

Sie neigte stumm das Haupt, denn der Athem stockte in ihrer Brust. All' der angelernte indianische Stoicismus war nicht stark genug, ihr

in diesem Augenblicke die Kraft zum Sprechen zu verleihen. Das Höchste, was er zu leisten vermochte, war, daß er sie aufrecht erhielt, sie befähigte, die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken und den Jammer, der ihr ganzes Herz erfüllte, in sich zu verschließen. Sie lehnte den Kopf an die Brust des Geliebten und schloß die Augen.

Wohl hatte auch ihn ein heimlicher Schauder durchzuckt, als er hörte, was er zu erwarten hatte, doch war sein ruhiger Gleichmuth, mit dem er, ohne ein Zucken der Wimpern, den Häuptling anhörte, äußerlich nicht einen Moment in's Wanken gekommen.

Mit einigen leise geflüsterten Worten suchte er nur vorerst Blanca's sichtbare Angst zu beschwichtigen, dann sagte er im ruhigsten Tone, ohne alle Emphase, dafür aber um so überzeugender:

„Du sollst mit mir zufrieden sein, großer Häuptling. Ich werde die Ehre, der Sohn einst so berühmten, tapferen Kriegers zu werden, zu verdienen suchen. Niemand wird mich feige vor dem Tode zittern sehen."

„Das ist recht," erwiderte der Häuptling, zufrieden mit dem Kopfe nickend.

„Ich erwartete das von Dir. Und nun trennt

Euch. Die Sonne neigt sich dem Niedergange. Wenn ihr letzter Schimmer die Wipfel der Bäume grüßt, wird man Dich zu holen kommen. Du mußt diese Nacht in der Medicinhütte verbringen.

Wie der Häuptling gesagt, geschah Alles.

Benett stand an den Marterpfahl gebunden und diente den Kriegern als lebendige Zielscheibe, nur daß sie absichtlich vermieden, die Scheibe selbst zu treffen und nur so nahe als möglich ihre Kugeln an dem fast ganz entkleideten, weißen Körper vorübersausen ließen.

Blanca stand neben dem Vater und sah mit aschfarbenem Gesicht und glühendem, angstvollem Blick der Marter zu, bei jedem Schusse zitternd, daß er den Theuren treffen könne.

Benett hielt sich tapfer. Hoch und stolz aufgerichtet, sah er mit glänzenden Augen in die zahlreichen auf ihn gerichteten Gewehrmündungen hinein und schien mit stoischer Ruhe und verächtlichem Lächeln alle die Kugeln, welche so dicht neben seinem Kopfe und Körper vorübersausten, daß sie ihm die Haut versengten, gar nicht zu bemerken, während er mit fester Stimme und melodischem Tone englische Lieder sang, als drohe ihm nicht jede neue Kugel den Tod und als fühle er nicht, wie schmerzvoll die ledernen Riemen, mit

denen er an den Pfahl gefesselt war, in seine Glieder schnitten.

Diese, eines indianischen Helden würdige Haltung, fand denn auch allgemeine Billigung und Bewunderung unter den Kriegern, die sich jedoch nicht etwa in einer Verminderung der auf ihn gerichteten Schüsse, sondern in einem ihn immer zahlreicher und dichter umschwirrenden Kugelregen äußerte.

Die Lage des Opfers ward immer kritischer, ohne daß er selbst die geringste Notiz davon zu nehmen schien.

Da erhob sich der Häuptling von dem ungeheuren Bisonschädel, auf dem er thronte, um endlich Halt zu gebieten. Doch ehe er noch den Mund zu öffnen vermochte, traf eine weniger geschickt gezielte Kugel den linken Oberarm Benetts, und sofort stürzte ein Blutstrom aus der Wunde.

Ihn störte das nicht, denn er fuhr mit heller, reiner Stimme in dem Liede Robin Adair, das er gerade sang, fort.

Aber mit den Tönen des Liedes mischte sich ein gellender, schriller Entsetzensschrei aus Blanca's Munde, und wie ein Pfeil vom Bogen, schnellte sie vorwärts, ehe der Vater sie zurückzuhalten vermochte, schleuderte ein paar Mädchen, die sich ihr

in den Weg stellten, zur Seite und warf sich mitten zwischen die gerade abgeschossenen Kugeln hindurch, von denen sie wunderbarer Weise keine einzige traf, mit dem Sprunge einer Löwin vor das geliebte Junge, vor das blutende Opfer, um es mit dem eigenen Körper zu decken.

„Halt!“ rief sie herrisch, mit der Würde einer gebietenden Königin. „Halt! Das Blaßgesicht ist mein. Ich, die Enkeltochter Eures großen Häuptlings, verlange diesen Mann zum Gatten!“

Der kühnen That folgte ein tobendes Geschrei.

Hatte auch die bewundernswürdige Festigkeit und Todesverachtung des Opfers ihm die Achtung der Krieger gewonnen, und hätten sie ihn deshalb vielleicht auch, wenn irgend ein anderes Mädchen ihn in solcher Weise für sich beansprucht, gern die Rettung gegönnt, ihn bereitwillig als den Ihren begrüßt, so war es doch hier etwas ganz anderes.

Zu viele der jungen Krieger hatten mit Sehnsucht nach der schönen Enkelin des schwarzen Adlers geschaut, hatten immer noch gehofft, sie vielleicht durch irgend einen großen Glücksfall, durch eine kühne, tapfere That zum Weibe gewinnen zu können, um nun nicht im höchsten

Grade unzufrieden und erzürnt über ihre Wahl zu sein.

Wie? Die schönste Blume ihres Stammes und das reichste Mädchen noch dazu, denn auch dies kam bei gar Vielen in Betracht, sollte einem Fremdling, einem Blaßgesichte zu Theil werden?

Das war nicht zu ertragen, durfte nimmermehr geduldet werden.

Zu diesen Unzufriedenen gesellten sich die Angehörigen der Gefallenen, welche ein Jammergeschrei anhoben, daß die Manen der Todten unversöhnt bleiben sollten, wenn ihnen das Opfer entrissen würde.

Dazu jammerten und keiften noch ein paar Dutzend alte Weiber, scheußliche Megären, daß ihnen das Vergnügen, welches sie von der Feuermarter des Gefangenen erwarteten, bei der sie eine Rolle zu spielen hatten, entgehen sollte und schürten die allgemeine Unzufriedenheit mit ihren boshaften, aufreizenden Reden, ja, sie wagten sogar, Blanca von dem Opfer wegreißen zu wollen, was ein paar von ihnen aber schlecht bekam, da Blanca ihr Messer gezogen hatte und die frevelnden Hände, die sie zu berühren wagten, blutig zeichnete.

Dennoch würde sie wohl so Vielen gegenüber

den Kürzeren gezogen haben, wäre ihr nicht Hülfe gekommen.

Der schwarze Adler war auf das Alles nicht unvorbereitet gewesen und hatte seine Maßregeln genommen, nur Blanca's unvermuthete gewaltsame Dazwischenkunft war nicht berechnet und nicht vorgesehen gewesen, wodurch dieser augenblickliche Wirrwarr entstand.

Allein, ein Mann wie er, blieb nicht lange fassungslos.

Er verständigte sich schnell mit den sechs Personen, die sich in seiner unmittelbaren Nähe hielten und gewissermaßen seinen Hofstaat bildeten.

Es waren drei Häuptlinge und drei der angesehensten älteren Krieger, sie waren seine Getreuen.

Von ihnen unterstützt, durchbrach er rasch die sich um den Pfahl drängende, durcheinander sprechende und schreiende Menge, und seiner imposanten Persönlichkeit, der gewohnten Unterordnung unter seine bessere Einsicht, seinem gebietenden Worte gelang es wirklich, den Aufruhr rasch zu dämpfen und die Ruhe wieder herzustellen.

Während er nun, die Nähe des Pfahles ver-

lassend, die Krieger um sich versammelte und zu ihnen sprach, um das alte Recht, dessen sich seine Enkelin bedient, zu vertheidigen, lösten seine Freunde die Banden Benetts und führten ihn mit Blanca hinüber in des Häuptlings Haus, wo sie zu ihren Schutze zurückblieben.

Heute sollte aber der schwarze Adler erfahren, daß seine bisherige, fast unumschränkte Machtvollkommenheit, die er über den Stamm auszuüben gewohnt war, nicht völlig zu seinen Plänen stimmte. Zum ersten Male in seinem Leben mußte er den ausgesprochenen Willen beugen, vermochte nicht damit durchzudringen gegen die Opposition der erregten Leidenschaften.

Die Antilope, ein junger Krieger, der unter den zahlreichen Freiern seiner Enkelin einer der Angesehensten und Beharrlichsten war, wußte die meisten Stimmen dafür zu gewinnen, daß man zwar jenes alte Recht unantastbar bestehen und Blanca, der weißen Blume, ihren Willen lassen wolle, jedoch habe der befreite Gefangene seine Würdigkeit, die Enkelin des großen Häuptlings als Weib zu besitzen und damit die Häuptlingswürde zu erlangen, die der Stamm, als Zeichen seiner Achtung, dem großen Adler für deren künftigen Gatten einst in die Wiege gelegt, durch einen

Kampf mit einem der tapferſten Krieger erſt noch zu beweiſen.

Der erwählte Held war die Antilope ſelbſt, und die Zeit des Kampfes der folgende Morgen.

Der Häuptling fürchtete zwar ſehr, Benett werde unterliegen, denn die Antilope war ein furchtbarer Gegner für den kaum von den früheren Wunden geneſenen und nun auf's Neue durch die erhaltene Wunde und ſtarken Blutverluſt geſchwächten jungen Mann. Dennoch mußte er nachgeben und in den Kampf willigen, nur verſuchte er wenigſtens, dem Herausgeforderten Zeit zur Heilung ſeiner Wunde zu verſchaffen, allein auch damit drang er nicht durch.

Das Herz voll ſchwerer Sorge und Bitterkeit, begab er ſich in ſein Haus, wo er Benett ziemlich wohlauf und von Blanca bereits verbunden fand.

Als der Häuptling mit ſo finſterer und ſorgenvoller Miene vor ſie hintrat, ahnten Beide bereits, daß es keine gute Nachricht ſei, die er bringe, Beide glaubten, die Feuermarter ſolle dennoch ſtattfinden und waren, da ſie hörten, daß es ſich nur um einen Ring- und Boxkampf, ohne alle Waffen, freilich aber auf Leben und Tod handle, faſt erleichtert.

Blanca sagte kein Wort dagegen, als Benett erklärte, er nähme den Kampf an, fordere aber sofortigen Beginn, denn, habe er eine Chance, den Gegner zu besiegen, so sei es jetzt. Am kommenden Morgen werde wahrscheinlich das Wundfieber sich eingestellt und ihn entkräftet haben. Dann sei seine Niederlage sicher.

Der Häuptling sah die Richtigkeit dieser Ansicht ein und kehrte schleunigst zu den Kriegern zurück, um ihnen diesen Bescheid des Herausgeforderten zu überbringen und alle Vorbereitungen zu treffen.

Ehe er ging, wechselte er einen bedeutsamen Blick mit Blanca, die gleichzeitig mit ihm nach entgegengesetzter Seite das Gemach verließ.

Bald kehrte sie zurück, einen großen silbernen Becher, gefüllt mit einer dunklen, stark riechenden Flüssigkeit in der Hand, den sie den Geliebten zum Tranke reichte.

Er hatte den Becher kaum geleert, als eine sanfte, wohlthuende Wärme sich durch seinen ganzen Körper verbreitete. Neues Leben ergoß sich in alle Adern, die Muskeln spannten sich, ein Strom von Kraft und Energie schwellte strotzend alle Glieder.

Blanca sah mit leuchtendem Blicke die Wirkung

des Trankes und verschwand, ohne ihm Rede zu stehen über die Natur dieser wunderbaren Arzenei.

Blanca's Amme und ein alter Indianer, eine Art Factotum des Hauses, erschienen nun mit einem anderen Gefäße, gefüllt mit einer dampfenden, ähnlich riechenden, aber öligen Flüssigkeit.

Sie entkleideten Benett und rieben, frottirten und kneteten ihn am ganzen Körper mit diesem Oele, worauf sich zu dem Kraftgefühle in seinem Innern eine ganz unglaubliche Leichtigkeit der Bewegungen und Elasticität der Glieder gesellte.

Auch aus ihnen war nichts über die Substanz, welche diese wunderbaren Wirkungen ausübte, herauszubringen.

Die primitive Toilette eines indianischen Ringers war kaum beendet, als der Häuptling zurückkehrte.

Sein finsterer Blick hellte sich auf, als er Benett so kraftstrotzend vor sich stehen sah. Er nickte zufrieden und sagte:

„Was wir thun konnten, um Dir zu helfen, mein Sohn, haben wir gethan.

Ich wußte, daß Blanca keiner weiteren Anregung dazu bedurfte. Was man Dir gebracht hat, ist ein Geheimmittel meiner Familie, es wird Deine Kräfte denen Deines furchtbaren Gegners

mindestens gleich machen. Sei aber auf Deiner Hut vor der Falschheit Deines Gegners. Er ist ein Schurke, und jedes Mittel, Dich zu besiegen, wird ihm recht sein, wenn er entdeckt, daß die Schwäche, welche er in Folge Deines Blutverlustes bei Dir erwartet, nicht vorhanden ist, daß er also einen ebenbürtigen Kämpfer vor sich hat. Du verstehst Dich als Engländer auf das Boxen?"

„Von Hause aus nicht, aber in den Goldminen habe ich es gelernt und Manchen mit blutigem Kopfe heimgeschickt."

„Das ist gut, aber das Heimschicken genügt hier nicht.

Schone die Antilope nicht. Großmuth wäre hier mehr als Thorheit.

Bedenke, wenn es Dir gelingt, Dich seiner für immer zu entledigen, so schaffst Du Dir einen Menschen vom Halse, der von dem Augenblicke an, wo Blanca Dein geworden, Dein bitterster Feind sein und an Eurem Untergange arbeiten wird.

Solltest Du aber unterliegen, so nimm wenigstens die Beruhigung mit Dir, daß er Blanca nimmermehr besitzen wird, ehe seine rohe Hand meine weiße Blume berühren kann, hat er auf-

gehört zu leben, ich selbst werde ihn tödten und Dich rächen."

„Habe Dank, mein Vater, das ist eine große Beruhigung für mich, aber ich werde nicht fallen, ich fühle es," erwiderte Benett mit heiterer Zuversicht.

8.

Die weiße Blume.

Blanca war nicht gekommen, dem Geliebten einige ermuthigende Worte vor dem Kampfe zu sagen, sie hatte sich gar nicht wieder sehen lassen, was beide Männer sehr befremdete und beängstigte, obgleich keiner den inneren Gefühlen Worte lieh.

Im Hause war sie nicht, man hatte vergebens nach ihr gerufen, aber auch draußen war sie nicht zu erblicken, und in dem dichten Kreise junger Mädchen, der sich in eigentlich verbotener Nähe des Kampfplatzes aufgestellt hatte, war sie auch nicht zu erblicken.

Der Kampf begann und ward mit wechselndem Glücke der beiden ebenbürtigen Kämpfer geführt.

Plötzlich aber fiel die Faust der Antilope mit der Wucht eines Schmiedehammers verrätherisch auf die verbundene Wunde seines Gegners.

Trotz aller stoischen Selbstbeherrschung entrang der furchtbare Schmerz dieses Schlages Benett ein dumpfes Stöhnen, dessen Echo ein lautes Murren der Mißbilligung im Kreise der Krieger bildete, das den niedrigen Kunstgriff verdammte.

Die Gewalt des Schlages und des ihm folgenden Schmerzes ließ den Getroffenen fast in die Kniee sinken.

Doch dieser Moment der Schwäche ging so schnell vorüber, als er ihn überkommen.

Der Zorn kam Benett zu Hülfe und stählte von Neuem die sinkenden Kräfte.

Mit einem knirschenden Wuthschrei stürzte er sich auf den brutalen Gegner und vergalt den Schlag mit einem anderen, mitten in das hohnlachende Gesicht, das seine Faust gerade zwischen die Augen traf.

Hierauf rangen sie wieder Mann an Mann, Brust gegen Brust gepreßt, sie preßten, drängten, zerrten sich hinüber und herüber, aber keinem gelang es, den Anderen aus und empor zu heben.

Athemlos wichen sie wieder auseinander und abermals fiel Schlag auf Schlag.

Aber es war sichtlich, die Kräfte Benett's waren im Schwinden, denn der verrätherische Schlag auf die Wunde hatte eine starke Blutung zur Folge.

Man konnte bereits berechnen, wann er zu Boden stürzen müsse, wenn es ihm vorher nicht gelang, mit der letzten Anstrengung aller Kräfte, zu der er sich aufraffte, den Gegner zu Falle zu bringen.

In athemloser Spannung waren die Augen Aller auf die Kämpfer gerichtet und so bemerkte Niemand, daß in dem Kreise der jungen Mädchen eine Bewegung entstand.

Die dichtgedrängt Gestandenen wichen weiter auseinander und in ihrer Mitte erschien, Jedem sichtbar, hoch aufgerichtet, die Gespielinnen um Kopfeslänge überragend, die königliche Gestalt der Enkelin des schwarzen Adlers.

Leicht vorwärts geneigt, stand sie da und aufmerksam folgte ihr sprühender Blick jeder Bewegung der Kämpfenden.

Sie war wunderbar schön in diesem Augenblicke, aber sie erschien als eine ganz andere als sonst.

Jede Spur von weiblicher Sanftmuth und Milde war aus den bei allem Stolze und aller

Hoheit des Ausdrucks doch auch so lieblichen Zügen gewichen.

Nicht einmal die Angst um den Geliebten, das Zagen für sein Leben, die doch ihr ganzes Herz erfüllten, sprach aus ihrem Antlitz, es war das Gesicht einer Medusa, drohend, eisern, erbarmungslos. —

Der letzte Angriff mißlang, wie vorauszusehen war.

Die Antilope wich dem entscheidenden Schlage mit Schlangengewandheit aus und stellte gleichzeitig, abermals zu einem verbotenen, verrätherischen Mittel greifend, Benett ein Bein.

Im Augenblicke lag er am Boden, und ehe er sich wieder aufzuraffen vermochte, kniete die Antilope auf seiner Brust und war, teuflischen Triumph in den verzerrten Zügen, bereits im Begriff, dem Besiegten die Brust einzudrücken, als ein leiser, wohlbekannter Laut, ein pfeifendes Schwirren ihn innehalten und aufblicken ließ und — gleichzeitig sank er mit einem gellenden Wuth- und Schreckensschrei sterbend über dem durch die Hand der Liebe Geretteten zusammen.

In seinem Herzen zitterte der Pfeil noch, der ihm den Tod gebracht.

Im Augenblicke, da Benett fiel, war der

Kreis der Mädchen vorn auseinander gewichen und Blanca mit gespanntem Bogen einen Schritt vorgetreten.

Eine kurze Sekunde genügte ihrem sicheren Auge zum Zielen und schwirrend verließ der giftgetränkte Pfeil die Sehne, um den verrätherischen Sieger mitten in seinem Triumphe niederzustrecken.

Mit zwei weiten Sprüngen hatte Blanca, den Bogen von sich werfend, den Raum durchmessen, der sie von dem Geliebten trennte, und war diesem behülflich, sich unter dem sterbenden Feinde hervorzuarbeiten.

Dies Eingreifen eines Mädchens war aber selbst für die Chyennes, die von Blanca's Großmutter her und von ihr selbst bereits an allerhand Ausnahmen und Abweichungen von dem für ein indianisches Weib in gar engen Grenzen vorgezeichneten Wege gewöhnt waren, etwas so Unerhörtes, daß sie ganz starr vor Erstaunen und Betroffenheit einander ansahen und im Augenblicke nicht gleich wußten, was sie zu dieser That, die sie wohl bewundern, aber auch, als gegen alle Sitte und Gebrauch verstoßend, verdammen mußten, sagen sollten.

Der Häuptling aber strahlte vor Vaterstolz

über die kühne That. Ja, das war sein Blut, nichts von dem feigen Schurken, ihrem Vater, war auf sie übergegangen.

Hah! Wäre sie ein Knabe gewesen, welch' ein Held würde aus ihr geworden sein.

Blanca ließ ihrerseits den verblüfften Indianern nicht Zeit, sich zu besinnen.

Sie hatte rasch ein Tuch fest um den Arm Benett's geschnürt und damit die starke Blutung gehemmt, und ihm eine Flasche gereicht, aus welcher er einen durstigen Zug gethan.

Es war abermals ein Kräutertrank wie vorher und gab ihm die geschwundenen Kräfte zurück, so daß er sich in guter Haltung neben ihr aufrecht erhalten konnte.

Die Hand in seine Hand gelegt, begann Blanca mit metallner, weithin tönender Stimme:

„Edle Häuptlinge, tapfere Krieger, verzeiht, wenn ein Weib es wagt, gegen Sitte und Gebrauch zu Euch zu sprechen.

Ihr habt meine Großmutter verehrt, habt ihr Rechte eingeräumt, wie sie nie zuvor ein Weib unter Euch besessen, gestattet auch mir, die ich Blut bin von ihrem Blute und von dem Eures großen Häuptlings, daß ich nach meinen Kräften

für den einstehe, der mir nach meinem Großvater das Theuerste auf Erden ist.

Ich habe von einem altgeheiligten Rechte, mir vom Marterpfahle den Gatten zu wählen, Gebrauch gemacht.

Ihr wißt, Ihr könnt mir dies nicht weigern. Aber Ihr habt geglaubt, daß der Mann, welchen ich, die von Euch Allen geliebte und geehrte Enkeltochter des schwarzen Adlers als Weib angehören will, seine Würdigkeit, dadurch ein Mitglied des tapfersten, edelsten aller Stämme zu werden, noch gründlicher zu beweisen habe, als durch seine am Marterpfahle gezeigte Todesverachtung, die, denke ich, doch wohl eines geborenen Indianers und Helden würdig war.

Ich habe Euren Willen geehrt und es nicht versucht, Euch durch Bitten zum Abstehen von dieser Bestimmung zu bewegen. Ich war ruhig, denn ich weiß, daß der Mann, den ich liebe, ein Held ist, ich durfte hoffen, daß er trotz seiner Wunde, trotz allem Blutverlust und allen Schmerzen den Kampf siegreich bestehen würde, wäre dieser mit ehrlichen Mitteln geführt worden.

Doch dies war nicht der Fall. Zweimal hat die Antilope feig und verrätherisch zu unerlaubten Mitteln seine Zuflucht genommen.

Ihr selbst habt durch Euer Murren die That verdammt.

Sollte ich dulden, daß der Feigling seinen verrätherisch erlangten Sieg benutze und mir den Gatten tödte?

Ihr selbst wolltet Euch wohl nicht einmischen, Ihr verschmähtet wohl, den Elenden zu tödten, er war nicht werth, von der Hand großer, tapferer Krieger zu fallen.

Der Tod von Weibes Hand war es gerade, was dem feigen Verräther gebührte.

Ich habe es gethan, große Krieger, tapfere Helden! Hier bin ich. Sprecht das Urtheil. Könnt Ihr meine That nicht vergeben, so lasset uns Beide Eurem Zorne zum Opfer fallen.

Steht Euch aber die Gerechtigkeit höher, als alte Gebräuche, die eben nicht für Jeden passen, dann saget, daß ich Recht gethan und nehmt meinen Gatten als ebenbürtigen Krieger unter Euch auf. Ihr werdet dann um einen Tapferen im Kampfe, um einen Weisen im Rathe reicher sein." —

Sie schwieg und schmiegte sich, mit einem Male wieder ein schüchternes Weib statt der Heroine, ängstlich in Benetts Arme, die dieser, der mit leuchtenden Blicken, voll stolzester Be-

wunderung die Geliebte betrachtend, ihrer Rede gelauscht hatte, begeistert seiner Heldin entgegenbreitete.

Einen Athemzug lang herrschte noch tiefe Stille. Noch schienen Alle athemlos der Sprecherin zu lauschen.

Dann auf einmal ein beistimmender Jubelruf.

Wer ihn zuerst begonnen, es wußte es hernach Keiner zu sagen. Ein allgemeines Durcheinander folgte. Alle sprachen auf einmal und drängten sich um das tapfere Paar.

„Die weiße Blume hat wohl gethan! Sie hat gesprochen und gehandelt, wie ein Mann. — Das ist das Blut des großen Häuptlings! Welch' ein Weib! — Ich wollte, sie wäre meine Tochter! — Preis dem Manne, den die Heldin liebt! — Er muß auch ein Held sein! Er sei willkommen, sei der Unsere! Er wird unserem Stamme Ehre machen!"

Alle diese und ähnliche Ausrufe schwirrten durcheinander. Die bekannte indianische Schweigsamkeit schien mit einem Male zum Märchen geworden.

Aller Hände streckten sich nach dem Paare aus, ein Taumel begeisterter Bewunderung schien die Krieger ergriffen zu haben und riß selbst die

Wenigen mit sich fort, die gern an Allem etwas zu tadeln fanden.

Der schwarze Adler lehnte mit über der Brust verschränkten Armen an einem Baume und genoß still den Triumph seiner Wahl.

9.

Des schwarzen Adlers Nachfolger.

Tief aufathmend hielt der Jäger inne, um sich auszuruhen, und ließ seinen Blick in halber Verlegenheit von einem seiner eifrigen Zuhörer zum anderen wandern. Doch beruhigte ihn die gespannte Aufmerksamkeit, welche er auf jedem Gesicht entdeckte. Dennoch sagte er mit verlegenem Lächeln:

„Ich glaube, daß ich um Verzeihung bitten muß, Gentlemen. Von dem Gegenstande fortgerissen, bin ich viel ausführlicher geworden als ich beabsichtigte. Ich fürchte damit Ihre Geduld über Gebühr in Anspruch genommen und Sie vielleicht dennoch gelangweilt zu haben."

„Gelangweilt?!" rief der Lieutenant, dessen zarter, sommersprossiger Teint vom Eifer, mit dem

er das Gehörte gleichsam miterlebte, glühte. „Sie scherzen wohl, Mr. Sayders. Ich, für meinen Theil, könnte tagelang hier sitzen und Ihre wunderbaren Geschichten, die noch den Vortheil haben, daß sie wahr sind, anhören, ohne je auch nur den Schatten jenes häßlichen Gastes mir nahen zu sehen."

Der Kapitän, sowohl wie Mr. Thornton erklärten nicht minder eifrig ihre Beistimmung, während Sir Frank im Namen Aller den Dank für das Mitgetheilte aussprach und den Erzähler bat, er möge fortfahren.

Jack Sayders verneigte sich und sagte:

„Nun wohl, ich bin bereit. Auch werde ich mich jetzt weit kürzer fassen können. Der Grund, wegen dessen ich so ausführlich wurde, ist erreicht, Sie werden nun im Stande gewesen sein, sich von den Characteren und dem Wesen der handelnden Personen meiner Geschichte aus eigener Erkenntniß ein richtiges Bild zu schaffen.

Von jenem Tage an übte Blanca Benett, die weiße Blume der Chyennes, einen ebenso großen, ja in gewisser Beziehung nach und nach einen weit größeren Einfluß auf den Stamm aus, als einst ihre Großmutter.

Die Hochzeit war mit allen im Stamme ge-

bräuchlichen Ceremonien und großem Aufwande nach indianischer Sitte gefeiert worden.

Vorhergegangen war die feierliche Aufnahme Benetts in den Stamm und seine Wahl zum Häuptling.

Die gräßlichen Muth- und Tapferkeitsproben, welche sonst mit solcher Ceremonie für den Aufzunehmenden verbunden sind, waren ihm in Hinblick auf seine stoische Todesverachtung am Marterpfahle und seine Tapferkeit im Kampfe mit der Antilope erlassen worden.

Ein paar Wochen nach der Hochzeit reiste das junge Paar, von dem schwarzen Adler begleitet, nach St. Louis und hier empfing Blanca in aller Stille die heilige Taufe, und ward die Ehe durch Priesters Hand zu einer, auch unter civilisirten Verhältnissen gültigen gemacht.

Bei dieser Anwesenheit in der Stadt suchte und fand Benett einen Mann, der gegen eine Summe, deren Hälfte er im Augenblicke erhielt, deren Andere er nach vollführtem Auftrage erhalten sollte, es übernahm, nach England zu reisen, mittelst eines Briefes von dem Sohne sich bei Mrs. Benett einzuführen und sie nach Amerika in dessen Arme zu geleiten.

Bob Wards, so hieß der Mann, empfing noch

außerdem die Summe von Fünftausend Dollars zur Bestreitung der Reise für sich und die Dame, sowie für alle die sonstigen Bedürfnisse Beider.

Der Mann war von einem amerikanischen Kaufmanne, Namens Karr, den der schwarze Adler in seinen Geschäften mit ihm immer als redlichen Mann befunden, als durchaus ehrlich und zuverlässig empfohlen worden.

Voll Freude, auch dies geordnet zu wissen und nunmehr die Ankunft der geliebten Mutter nach Verlauf einer freilich langen Zeit erwarten zu dürfen, kehrte Benett mit seinem schönen Weibe und dem Schwiegervater zu dem Stamme zurück.

Das nächste, was er in Angriff nahm, war der Bau eines neuen Hauses, das er für die Mutter ganz in europäischer Weise einrichten ließ.

Um keinen Anlaß zu Unzufriedenheiten oder Mißdeutungen zu geben, hielt er es für besser, wenn er selbst mit seiner Frau im Hause des Schwiegervaters völlig nach den in der Ansiedelung geltenden, freilich von dem Einflusse der ersten Blanca durch einen Anflug europäischer Sitte moderirten, indianischen Gebräuchen lebte.

Er war es sich vollbewußt, daß wenn er, wie er hoffte und wünschte, im Stande sein wolle, den Stamm nach und nach völlig zu civilisiren und somit vor dem endlichen Untergange, der Alle die schließlich treffen wird, die beharrlich fortfahren, sich der Annahme der Civilisation zu widersetzen, zu bewahren; er sich vorerst allen ihren eigenen Sitten und Gebräuchen anzubequemen habe, und mit einem Worte, so weit als ihm dies nur irgend möglich, ein ganzer Indianer werden müsse.

Ein paar Monate nach seiner Aufnahme nahm er denn auch nach indianischer Gewohnheit von einem allgemein bewunderten Meisterschusse, der den König der Lüfte unter den schwierigsten Verhältnissen, die das Treffen beinahe unmöglich, wenigstens allgemein bezweifelt machten, dennoch erlegte, den Namen des weißköpfigen Adlers an. Es war ein selten großes und schönes Exemplar dieser Gattung, und hatte dieser Name auch insofern noch eine besondere Bedeutung, weil er den Indianern für das von hellblondem Haar umwallte Haupt ihres neuen Häuptlings außerordentlich bezeichnend und passend erschien.

Nach Jahresfrist schon gab es im Stamme kaum Jemand noch, der ihm die Bedeutung und

die Machtstellung, zu welcher er nach und nach gelangt war, bestritten hätte.

Er war ein Mann von den einfachsten Gewohnheiten, besaß soviel natürliche, aber eine vielbewußtere Würde, als irgend ein Indianer, war ein Reiter, ein Schütze, wie es keinen besseren unter dem Stamme gab, auch hatte er sich in Handhabung der speziell indianischen Waffen, des Tomahawk, des Lasso, der Lanze und selbst des von den Männern nur noch selten gebrauchten Bogens, bald genug die volle Anerkennung seines Lehrers, des schwarzen Adlers, erworben.

Die Sprache des Stammes hatte er ebenfalls bald gelernt, ferner lernte er die Fährten im Walde finden und die seinen verbergen, kurz, er eignete sich nach und nach ohne alle Ueberstürzung mit ruhiger Sicherheit Alles an, was ein indianischer Krieger verstehen muß.

Dabei ward er seinerseits unverweilt der Lehrer des Stammes. Er richtete eine Schule ein und lehrte vor der Hand die Knaben schreiben und lesen.

Er ließ Sämereien kommen, pflanzte Obstbäume und vermehrte die Heerden der Rinder, indem er mit unendlicher Mühe Büffelkälber heranzog und durch Kreuzung mit zahmen Thieren eine neue kräftigere, sehr milchreiche Rasse schuf.

All' dies bedurfte freilich Jahre zum Entstehen und war mit unendlicher Mühe verknüpft, die weniger durch die Sache selbst verursacht wurden, als daß sie für ihn aus der vorher nothwendigen Beseitigung einer zahllosen Menge von Bedenken und Vorurtheilen von Seiten des Stammes entstanden, obgleich ihn der mächtige Einfluß des Schwiegervaters überall kräftig unterstützte.

Der weißköpfige Adler bedurfte aber dieser fieberhaften Thätigkeit, um seiner Gattin und dem Schwiegervater erst die schwere Sorge um das Ausbleiben jeder Nachricht von der Mutter, und dann, als alle Hoffnung zu Ende war, seinen Trübsinn wenigstens einigermaßen zu verbergen und sich selbst vor gänzlichem Versinken in denselben abzuhalten.

Er hatte mit dem Boten ausgemacht, daß dieser sofort nach seiner Ankunft in England schreiben solle, wie er Mrs. Benett gefunden und unter welchem Datum sie die Reise nach Amerika anzutreten gedächten, sowie mit welchem Schiffe.

Daß auch die Mutter selbst seinen zärtlichen Brief, womit Bob Ward sich bei ihr zu legitimiren hatte, sofort beantworten werde, war ihm ganz zweifellos erschienen, wußte er doch zu gut, welche

Last von Sorge und Angst sie wegen seines langen Schweigens empfunden haben mußte.

Und nun war bereits ein Jahr seit der Abreise Bob Wards dahingegangen und immer noch war kein Brief weder von ihm noch von der Mutter angekommen. Mr. Karr, das wußte er, würde sofort gesendet haben, wäre ein solcher gekommen.

Hatte der Bote die Mutter nicht gefunden? War sie weggezogen mit der Dame, der sie ihre Dienste gewidmet hatte? War sie nicht mehr bei der Dame? Hatte sie vielleicht England ganz verlassen? — Oder — er wollte es nicht ausdenken, es war ja unmöglich, — es wäre ein zu grausames Geschick gewesen — war die Theure gar nicht mehr am Leben? War sie gestorben, fern von ihm, vergeblich den Trost seiner Nähe ersehnend, täglich mit hoffender Seele seine Wiederkehr erwartend und täglich eine Hoffnung mehr zu Grabe tragend?

Er litt viel, aber er litt schweigend, die sonnige Heiterkeit seiner jungen Gattin sollte sein Schmerz nicht trüben.

Da kam ich von einer längeren Abwesenheit wieder zum Stamme zurück.

Der schwarze Adler ist mir wie ein Vater

gewesen, auf seine Veranlassung ward ich früher in den Stamm aufgenommen, damit der Heimathlose doch eine Heimath habe.

Er würde vielleicht, ehe Benett zum Stamme kam, mich als Gatte Blanca's in Aussicht genommen haben, wäre ich jünger oder wäre er nicht von mir so genau unterrichtet über meine Vergangenheit und die Unmöglichkeit gewesen, daß ich je einem Weibe in Liebe angehören könne.

Benett und ich waren stets auf dem Fuße guter Kameradschaft mit einander umgegangen, wenn ich mich bei dem Stamme aufhielt.

Diesmal wurden wir Freunde. Ich erkannte das Leid, das in seinem Inneren wühlte und kam ihm zu Hilfe, zu mir sprach er sich aus und ich tröstete ihn, so gut ich es vermochte.

Ein weiteres halbes Jahr verging ohne alle Nachricht, da endlich erhielt der Harrende durch Vermittelung eines Händlers, nebst einem Briefe von Mr. Karr in St. Louis, eine Zeitung aus New-Orleans, die durch eine dick mit Rothstift angestrichene Stelle sogleich seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Diese Stelle behandelte den Untergang eines Emigrantenschiffes, das durch Feuer auf offener See zu Grunde gegangen war.

Nur wenige Passagiere waren durch einen vorbeikommenden Dampfer gerettet worden.

Die Liste der umgekommenen Passagiere enthielt zwei Namen, welche mit einem Male alle Zweifel des weißköpfigen Adlers in schrecklichster Weise beendeten.

Diese Namen waren: Mrs. Louise Benett aus London und Bob Ward aus St. Louis.

Namen und Wohnort stimmten bei Beiden so ganz überein, daß ein Zweifel von vornherein ausgeschlossen blieb."

„Und dennoch war es eine Täuschung, denn wie Sie wissen, lebt Mrs. Benett heute noch, hat nie einen Boten von ihrem Sohne empfangen und noch viel weniger je ein Emigrantenschiff mit ihm bestiegen.

Von jenem Augenblicke an, wo sie von ihrem Sohne den letzten Brief erhielt, welcher ihr seine beabsichtigte Abreise von St. Francisco meldete, war sie ohne alle Nachricht und er zu ihrem höchsten Schmerze für sie völlig verschollen."

„Ja, Mylord, ja, ich setze ja darein gar keinen Zweifel, aber ich vermag mir auch dieses merkwürdige Zusammentreffen der Namen durchaus nicht zu erklären, wenn wir nicht —"

„Nun, wenn wir nicht —? Vollenden Sie doch,

Mr. Sayders, was wollten Sie sagen? Heraus damit, ich glaube, unsere Gedanken treffen nahe aufeinander," sagte Thornton ermunternd.

„Nein, sprechen Sie zuerst, Mr. Thornton, Sie sind erfahrener in derlei Sachen als ich. Es ist Ihr Amt, Unerklärliches aufzuklären."

„Nun meinetwegen, obschon ich glaube, daß Sie mir an Scharfsinn nichts nachgeben, lieber Freund.

Die Erklärung liegt hier so nahe und die Umstände liegen derart, daß eigentlich nur diese Einzige möglich ist."

„Und die wäre? Sprechen Sie doch, Thornton, Sie spannen uns ja auf die Folter," mahnte ungeduldig Sir Frank.

„Nun es ist die, daß Oswald Benett oder der weißköpfige Adler das Opfer einer absichtlichen Täuschung, einer infamen Schurkerei geworden ist."

„Sie haben recht, Thornton, das ist auch meine Meinung sofort gewesen, als Sie mir von Mrs. Benett, der Todtgeglaubten, erzählten. Nur macht mich ein Umstand wieder irre."

„Und dieser wäre?" fragte Thornton.

„Weil ich nicht annehmen kann, daß Mr. Karr, den ich kannte, — denn er ist jetzt todt —

eine Schurkerei, wie diese, unterstützt haben sollte."

„Das wäre doch wohl auch keineswegs nothwendig, Mr. Sayders," bemerkte Sir Frank. „Der Mann kann ebenfalls getäuscht worden sein."

„Nein, Mylord, das wäre nicht möglich. Denn einmal ist es doch nicht anzunehmen, daß ihm kein anderes Exemplar des New-Orleans Advertiser zu Gesicht gekommen sein sollte, als gerade das, welches er an Benett schickte, er würde dann sofort die Täuschung entdeckt haben, da die an Benett geschickte Zeitung extra für diesen präparirt, das heißt, jene beiden Namen an Stelle Anderer in die Liste hineingedruckt worden sein müssen.

Und ferner schrieb Mr. Karr damals in dem die Zeitung begleitenden Briefe, indem er sein Bedauern über das große Unglück, welches Mr. Benett getroffen, ausdrückte, daß er, obgleich bei dieser Uebereinstimmung der Namen wohl kein Zweifel an der Identität der Personen mehr obwalten könne, sich eifrig bemühen werde, nähere Nachrichten über die Umgekommenen zu erlangen.

Einige Wochen später kamen diese denn auch in einer protokollartigen Niederschrift, welche die

Aussage eines der durch den Dampfer mitgeretteten Passagiere, Namens Smith, enthielt.

Diese Aussage löste den letzten Zweifel und brachte die Bestätigung, daß die ertrunkene Dame, Mrs. Louise Benett, auf der Reise zu ihrem Sohne war, zu dem sie der von dem Sohne beauftragte Bob Ward, welcher sie in England abgeholt hatte, geleiten sollte.

Sie sehen also, Mr. Karr mußte durchaus mit im Complott gewesen sein, und das kann ich nun einmal bei einem anerkannten Ehrenmanne, wie er, nicht für möglich halten.

Außerdem wäre doch wohl auch das Gewinnobjekt für den reichen Mann, der er war, ein gar zu erbärmliches gewesen."

„Wie hoch belief sich die Summe im Ganzen, welche jener Ward von dem weißköpfigen Adler erhielt?"

„Drei Tausend Dollar war die Hälfte der Summe, welche er sich für seine Mühe, die Dame abzuholen und zurückzubringen, ausbedungen hatte, und machte diese Summe, also mit jenen fünftausend für die Reise, gerade runde achttausend Dollars."

„Hm! Die Hälfte davon wäre, obwohl für einen armen Teufel ein Vermögen, aber für

jenen, wie Sie sagen, reichen Kaufmann freilich eine Lumperei gewesen, für welche er wohl sicher nicht Ehre und Reputation auf das Spiel gesetzt hätte.

Aber — es ist ja auch gar nicht nöthig, daß es der Mann, um des Gewinnes willen, von dem er gewiß keinen Heller angerührt haben würde, war er der, als den Sie ihn schildern, gethan haben muß.

Es giebt in dem Leben so manches Ehrenmannes verlorene dunkle Punkte, um derenwillen ein solcher gezwungen sein kann, dem Gebote eines Schurken, der vielleicht durch Zufall Mitwisser eines solchen dunklen Punktes geworden, gehorchen muß, er mag sich sträuben, wie er will.

So mag es auch hier gewesen sein, was indessen, da der Betreffende todt ist, kaum aufgeklärt werden wird.

Vielleicht steckte auch noch eine andere Person darunter, möglicherweise geschah sogar Alles in ihrem Auftrage und auf ihre Veranlassung."

„Was fällt Ihnen ein? Und diese Person wäre?" fragte voll Erstaunen und Spannung Mr. Sayders.

„Niemand geringeres, als der schwarze Adler

selbst. Ihm war vielleicht diese Weiße unbequem, auch mochte er möglicherweise von ihr eine Störung des Eheglückes seiner geliebten Enkelin fürchten.

Die indianischen Schwiegermütter müßten doch seltsam aus der Art geschlagen sein, wenn sie beliebter bei den Schwiegersöhnen oder Töchtern sein sollten, als die unseren."

„Mein lieber Thornton!" erwiderte Jack Sayders sehr ernst. „Da thun Sie einem edlen Todten sehr schweres Unrecht.

Der schwarze Adler war zwar ein Indianer, was bei den Amerikanern als sononym mit Tücke, List und Bosheit gilt, aber er würde nie zu einem so niedrigen Mittel, das Glück seiner Enkelin zu sichern — wenn er es wirklich in der Weise, wie Sie andeuten, gefährdet geglaubt hätte — gegriffen haben.

Ueberdies hat Blanca Niemand zu fürchten, sie herrscht unumschränkt in dem Herzen ihres Gatten, und die böswilligste Schwiegermutter würde daran nichts haben ändern können.

Uebrigens wird wohl Alles, was wir darüber aufstellen mögen, nur Vermuthung bleiben, wenn es uns nicht etwa durch einen besonderen Glücksfall gelingen sollte, jenen Schurken, den Ward,

irgendwo zu erwischen. Gnade Gott dem Elenden, wenn er je in Benetts Hände fällt, nachdem dieser gehört, was er ihm verdankt. Ich gebe ihm keinen Heller für sein Leben.

Doch lassen Sie mich, wenn es Ihnen recht ist, meine Erzählung zu Ende führen.

Natürlich war der Schlag, den diese Nachricht meinem Freunde versetzte, ein fürchterlicher, aber er überwand ihn dennoch schneller, als ich geglaubt hatte. Ist doch die schrecklichste Gewißheit immer noch erträglicher, als diese ewigen, nagenden und quälenden Zweifel, welche die Seele nimmer zur Ruhe kommen lassen.

Mein Freund kämpfte tapfer mit seinem Schmerze, und die Liebe seiner vortrefflichen Frau stand ihm treulich bei.

Er vertiefte sich in Arbeiten und schien sich zum Wohle des Stammes zu vervielfältigen, ohne doch das, was er suchte, finden zu können, nämlich das Vergessen seines Grams.

Ein wachsender Trübsinn bemächtigte sich seiner, den selbst die Geburt einer zweiten Tochter nicht nachhaltig zu bannen vermochte.

Die blühende Gesundheit der jungen Mutter ließ sie bald wieder genesen, und von Neuem bot sie alle Hilfsmittel ihrer Liebe auf, um ihren

Gatten zu erheitern, ohne daß sie dabei besseren Erfolg gehabt hätte, als vorher.

Sie verließ ihn kaum einen Augenblick und war immer bereit, ihn zu begleiten, ohne doch ihre neuen Mutterpflichten darüber zu vernachlässigen.

Doch mußte sie plötzlich diese ihre Sorgfalt für ihn unterbrechen, denn der Großvater forderte ihre Fürsorge in noch höherem Grade, als der Gatte.

Ohne gerade krank zu sein, war er plötzlich recht schwach geworden und bedurfte dringend ihrer Pflege.

Er vermochte kaum ein Pferd zu besteigen und schlief oft mitten im Gespräch mit seinen Kindern ein.

Da diese Schwäche den angewendeten Mitteln und selbst dem bewährten Geheimmittel der Familie nicht weichen wollte, ahnte der alte Häuptling, daß sie keine vorübergehende Krankheit, sondern der Anfang vom Ende sei.

Tapfer wie immer, blickte der edle Krieger ruhig dem nahenden Tode in das Gesicht, berief den großen Rath und ließ sich hintragen in die Medicinhütte, denn inzwischen war seine Schwäche so gewachsen, daß er nicht mehr zu gehen vermochte.

Als man ihn zurückbrachte zur angstvoll harrenden Enkelin, war er schon sterbend.

Aber ein Ausdruck hoher Befriedigung und stolzen Triumphes lag auf den verfallenen, schon von der Hand des Todes gezeichneten Zügen.

Bis zum Ende hatte er mit ungebrochener Macht über den Stamm geherrscht, sein Wille würde noch über das Grab hinaus die Seinen führen, denn man hatte ihm den Nachfolger gegeben, den er sich gewünscht.

Oswald Benett, der Gatte seiner Enkelin, schritt, mit allen Attributen der obersten Häuptlingswürde geschmückt, ihm zur Seite, selbst sein berühmter Name, der Name des schwarzen Adlers, würde fortleben in ihm, denn Oswald hatte darum gebeten, ihn fortführen zu dürfen, und feierlich gelobt, ihm allezeit Ehre zu machen.

Das Schicksal des Stammes war unter der Herrschaft dieses intelligenten Mannes von europäischer Bildung, so weit menschliche Voraussicht das wissen konnte, auf lange Jahre hinaus gesichert.

Die Schöpfungen, welche er noch mit zum Wohle des Ganzen in's Leben gerufen, würden wachsen und gedeihen unter des Sohnes hütender, sorgsamer Pflege, und starb einmal auch dieser,

so war wohl der Samen, den er ausgestreut, aufgegangen und seine Söhne konnten dann fortbauen auf dem sicher und fest gelegten Grunde.

Dies Alles zog an dem Geiste des sterbenden Häuptlings vorüber, als man ihn in dem Hauptgemache des Hauses niedersetzte.

Noch einmal flammten die Augen in tiefer Zärtlichkeit auf, als Blanca, ihr Kleinstes an der Brust, das ältere, zweijährige Kind an der Hand, weinend an seinem Lager niederkniete.

Er warf einen suchenden Blick rings umher, — sie waren allein, nur der Sohn war noch außer Blanca und den Kindern bei ihm.

Er lächelte, und die Hand erhebend, machte der sterbende Indianer in feierlicher Weise über dem geneigten Haupte der Enkelin das Zeichen des Kreuzes.

Mit dieser letzten Handlung seines Lebens sich als Christ bekennend, starb er.

Am folgenden Tage starb auch das jüngste Töchterchen Blanca's.

Die durch den Schmerz der Mutter vergiftete Milch mochte das zarte Kind getödtet haben.

Blanca grämte sich sehr über den Verlust des Kindes, aber sie litt im Stillen, um den Gatten nicht noch mehr zu betrüben.

Für längere Zeit nahmen nun die zahlreichen Ceremonieen, die theils mit dem Begräbniß des Verstorbenen, theils mit dem Amtsantritte des Lebenden unerläßlich verknüpft waren, und die vielen mit letzterem verbundenen Geschäfte den schwarzen Adler zu sehr in Anspruch, als daß er viel Zeit gehabt hätte, dem durch die neuen Verluste wieder schärfer erwachten Schmerze um den Tod der Mutter allzusehr nachzuhängen.

Democh machte sich von jener Zeit an eine Veränderung in seinem Wesen für dem, der ihn genau kannte, auffällig bemerkbar.

Noch immer waren mitten in seiner Trauer Aufblitze einer Heiterkeit, die seine eigene Natur zu sein schien, gleich einem Sonnenstrahle, der dunkle Wolken durchbricht, hin und wieder sichtbar geworden und hatten mich hoffen lassen, daß der fröhliche Jugendmuth, der ihm früher eigen war, doch endlich wieder die düsteren Schatten durchbrechen und gänzlich verjagen würde.

Das wurde nun anders, jene Aufblitze verschwanden gänzlich, seine düsteren, melancholischen Züge schienen das Lächeln auf immer verlernt zu haben, seine Lebensanschauung nahm die Düsterkeit seiner Züge an.

Blanca war selbst zu sehr von dem Schmerze

um den Großvater, an den sie mit ganzer Seele gehangen, der ihr Vater und Mutter in einer Person gewesen war und ihren Mutterschmerz in Anspruch genommen, um diese unheilvolle Veränderung ihres Mannes zu bemerken, so lange es noch Zeit war.

Als ich endlich besorgt um ihn wurde und mich entschloß, sie aufmerksam zu machen, war es bereits zu spät und nichts mehr zu ändern.

Die Obliegenheiten seiner Stellung verrichtete er mit peinlichster Sorgfalt, war unermüdet für das Wohl des Stammes thätig und unabläßig bemüht, seinen Einfluß weiter, auch auf die benachbarten Stämme auszudehnen, weil er, wie es auch ganz richtig ist, das Heil des rothen Volkes nur allein von einer wachsenden Civilisation desselben und von einer festen Verbrüderung aller Stämme unter einander, gegen die gewissenlosen, keine Schwüre und Verträge haltenden Amerikaner erwartet.

Dieses Ziel betrachtet er als seine Mission und bringt dieser voll der edelsten Selbstverleugnung die schwersten Opfer, ohne daß sie anerkannt und belohnt werden, wie sie es verdienen, das heißt, außerhalb seines Stammes, denn innerhalb desselben ist er unumschränkter Herrscher.

Die sprichwörtlich gewordene indianische Hinterlist scheint mit einer einzigen Ausnahme, seiner edlen Offenheit in allen Dingen gegenüber vor der hohen Verehrung und der Dankbarkeit, die man seinen aufopfernden Bestrebungen und für den Dank seiner Mühen täglich wachsenden Wohlstand des Stammes zollt, verschwunden zu sein."

„Ein edler Mann! Wie glücklich wird seine Mutter sein, solchen Sohn wieder in die Arme zu schließen," bemerkte voll warmer Anerkennung der Lord.

„Das ist er, Mylord, im vollsten Maße ist er das. Was aber das Wiedersehen mit seiner Mutter betrifft, so dürfte doch die Sache schwieriger sein, als Sie sich denken."

„Warum? Wieso? Glauben Sie nicht, daß er überglücklich sein wird, von ihrem Leben zu hören, und daß er alle seine Gedanken auf ein schleuniges Wiedersehen richten wird."

„Ohne allen Zweifel, Mylord. Diese Voraussetzung ist eine durchaus richtige.

Aber, wie dies Wiedersehen möglich sein soll, das ist die schwierige Frage, mit der wir uns zunächst zu beschäftigen haben werden.

Die Dame ist wohl zu schwach und leidend, um ihr vorläufig wenigstens die weite Reise zu-

muthen zu können, also muß der Sohn sie unternehmen, und hier liegt die Schwierigkeit.

Warten Sie, ich bitte, und lassen Sie mich auf jene Ausnahme, die ich eben andeutete, zurückkommen.

Der schwarze Adler hat im Stamme nur drei Feinde. Diese aber sind so klug, ihre Feindschaft so gut zu verstecken, daß Niemand daran glaubt und der Häuptling selbst mich auslacht, wenn ich ihn vor den Dreien warne, was ich wiederholt gethan.

Es sind dies die drei Medicinmänner, welche, vermöge der wachsenden Aufklärung, die von meinem edlen Freunde und in Folge seiner unermüdlichen Bestrebungen über den Stamm ausgebreitet wird und immer mehr Boden gewinnt, täglich etwas von ihrem früheren Einfluß, der Dank den Bemühungen der ersten Blanca, wie des aufgeklärten verstorbenen Häuptlings und seines heimlichen Christenthumes ohnehin nicht groß war, und von ihren — Einnahmen schwinden sehen. Denn wer im Stamme jetzt krank wird, der schreibt diesen Zustand nicht mehr irgend einem bösen Zauber zu, opfert nicht mehr durch die Medicinmänner den bösen Geistern, und läßt diese ihren Hokuspokus von Beschwörungen los-

lassen, wofür sie sich reichlich bezahlen ließen, sondern er geht zum schwarzen Adler oder zu seiner Frau, die Beide allmählich durch eifriges Studium populärer Arzeneibücher und durch Uebung, unterstützt von ihrer hohen Intelligenz, eine anerkennenswerthe Geschicklichkeit in Behandlung der unter diesen kräftigen Naturkindern vorkommenden Krankheiten erlangt haben.

Jene drei Indianer arbeiten also im Stillen und unermüdlich gegen den Häuptling, anscheinend freilich, ohne damit ein Resultat zu erreichen, obgleich ich überzeugt bin, daß der Same des Mißtrauens, welcher durchaus hinter jener Maßregel, nie einen Weißen, der beim Stamme geweilt hat, lebend die Grenze ihrer Besitzungen überschreiten zu lassen, stecken muß, nur von ihnen ausgestreut worden ist.

Ich habe mich bisher nicht einmischen wollen, weil ich meinem Freunde den Aerger und Kummer ersparen wollte, den er über dies verrätherische Ueberwachungssystem empfinden wird, und weil die Art von Menschen, welche dabei ihr Leben lassen mußten, den Tod wohl durch ihre Handlungen vielfach früher verdient hatten, denn es war nichts als nichtsnütziges Gesindel, Abschaum der Weißen, welches bisher darunter litt.

Jetzt aber werde ich der Sache auf den Grund gehen und der Ursache nachspüren, weshalb kein Weißer den Stamm lebend verlassen soll."

„Vielleicht fürchten die Chyennes, die Eifersucht der Amerikaner auf ihren Wohlstand zu reizen, wenn diese durch Augenzeugen davon erfahren."

„Vielleicht — ich glaube es nicht. Dazu besitzen diese von Natur muthigen, tapferen Menschen zu viel Selbstvertrauen, sie fühlen sich Mannes genug, Haus und Heerd gegen alle habgierigen Gelüste zu vertheidigen und wissen auch, daß sie nicht gewissermaßen rechtlos, wie die anderen Stämme, den Amerikanern gegenüber stehen. Ihre Niederlassung ist ihnen so verbrieft und versiegelt, daß die Gelüste Einzelner ihnen nichts anhaben können, die Regierung wird und muß sie schützen.

Wahrscheinlicher ist es mir, daß es den Medicinmännern gelungen ist, durch ihre ewigen geheimen Wühlereien einigen Kriegern einzubilden, der schwarze Adler könne sich dieser gelegentlichen Besuche Weißer zur Anknüpfung eines geheimen Verkehres mit den Amerikanern bedienen, der schließlich dem Stamme Gefahr bringen oder seinen Geist von der Sorge für das Wohl des Stammes allzusehr abziehen könne.

Sie haben davon freilich nicht viel Nutzen, aber es ist für sie eine vorläufige Probe der Möglichkeit, die Gemüther gegen ihn zu erregen und nebenbei ihn bei den Amerikanern in Verruf zu bringen, da man doch wohl einmal auf dieses Verschwinden von Weißen, die sich zu dem Stamme begeben haben aber nicht zurückgekehrt sind, aufmerksam werden und natürlich glauben wird, daß Alles auf seinen Befehl geschehen ist. Ich fürchte nun, daß eine Reise, die der schwarze Adler zu dem Zwecke, seine Mutter zu sich zu holen, unternehmen müßte, jenen drei Schurken hochwillkommen sein, und ihnen vollauf Gelegenheit und Raum geben würde, in seiner Abwesenheit den Stamm gegen ihn aufzuwiegeln.

Selbst der große Einfluß seiner Frau würde nicht hinreichen, ihnen darin ein genügendes Hinderniß zu bieten, aber sie wird nicht zurückbleiben wollen, denn sie verläßt ihn niemals, sie ist, sei es auf der Jagd oder im Kampfe, stets an seiner Seite, selbst bei den Berathungen ist sie in der Nähe, und dieser treuen Wacht hat er es allein zu danken, daß er damals beim Friedens-Congreß, der so kriegerisch endete, nicht sein Leben einbüßte.

Ich halte den jetzigen Zeitpunkt aber ganz

besonders für ungeeignet, um daß er den Stamm verlasse und ihn den Machinationen seiner geheimen Feinde preisgebe.

Der Stamm und seine Macht über ihn ist der Grundpfeiler seines Einflusses nach außen, wird dieser unsicher, dann ist es mit jenem rasch zu Ende, und das große Ziel, dem er zustrebt und für das er so viel geopfert, bleibt unerreicht.

Schon lange arbeitet man ihm von Außen entgegen, denn der erste Beschluß zum letzten Kriege schon kam direct gegen seinem Willen zu Stande. Freilich war er nicht selbst bei der Versammlung, die den Beschluß faßte.

Die Niederkunft seiner Frau, welche ihn damals die Zwillingssöhne gebar, welche mit ihrem Erscheinen den Trübsinn von der Stirn des beglückten Vaters scheuchten, veranlaßte ihn, einen Stellvertreter, mit festen Instructionen versehen, hinzusenden.

Obgleich nun dieser getreulich vollführte, was ihm aufgetragen war und alle seine Beredtsamkeit aufbot, um den Willen des befreundeten Obersachem durchzusetzen, ward er doch überstimmt, denn ihm fehlte die Macht der Persönlichkeit, wie die Gewalt der überzeugenden Rede des schwarzen Adlers.

Die Kriegspartei, als solche aus lauter directen Feinden des friedliebenden, nur in friedlicher Vereinigung gegen den gemeinsamen Feind das Heil des rothen Volkes erwartenden schwarzen Adlers bestehend, siegte. Wider seinem Willen kämpfte mein Freund mit den Uebrigen, er kämpfte tapfer, er siegte, aber nach dem Siege war er der erste, welcher zum Frieden rieth. Wie man es ihm gelohnt, wissen Sie.

Ich weigere mich jetzt nicht länger, Ihr Führer zu sein, Gentlemen. Ich werde Sie führen, durch mich soll meinem Freunde die Freudenbotschaft werden, welche Sie ihn bringen, aber ich erwarte von Ihnen, daß Sie Niemandem vertrauen, als mir allein, gegen Niemand, wer es auch sei, ein Wort über den wahren Zweck Ihrer Reise zu dem Stamme äußern. Neugierde, Abenteuerlust muß das Schild sein, hinter dem Sie Ihre Absichten verbergen. Selbst der schwarze Adler, wenn er noch anwesend und nicht etwa schon zu neuem Kriegszuge aufgebrochen ist, darf nicht gleich erfahren, weshalb Sie ihn aufsuchen. Sie müssen mir überlassen, Ihnen den Wink zu geben, wenn Sie sprechen und ihm Alles sagen dürfen. Wollen Sie das, so bin ich bereit, Sie zu führen und verspreche Alles aufzubieten, um Sie glücklich aus

dem Rachen des Löwen wieder herauszugeleiten, wo nicht — mit Ihnen und in Ihrer Vertheidigung zu fallen."

„Topp, Mr. Sayders, ich nehme das Versprechen an und verspreche unserseits, zugleich im Namen meiner Gefährten, daß wir uns ganz und in jeder Beziehung in Ihren Willen fügen wollen."

Ein fester Handschlag besiegelte das Uebereinkommen.

10.

Am Lagerfeuer.

Obgleich die eigentliche Hauptniederlassung der Cheyennes sich zwischen dem oberen Arkansas und dem La Plata befindet, hatte doch der schwarze Adler schon es vorgezogen, sich mit seinem achthundert Krieger zählenden Stamme mehr nach Osten ziehend, eine Niederlassung in unmittelbarer Nähe des Mississippi zu gründen.

Benett, der Nachfolger, war der gut gewählten Niederlassung treu geblieben, die von allen Seiten gegen Eindringlinge geschützt, durch ihre günstige Lage und überaus große Fruchtbarkeit seinem kleinen Volke reichliche Mittel zum Leben bot.

Gegen Norden bildete ein Gebirgszug, der von breiten, schluchtähnlichen Wasserrinnen durchzogen, welche sich an manchen Stellen sogar zu

einem Thale erweiterten, den natürlichen Schutz gegen die rauhen Winde.

Durch diese Rinnen und schluchtenähnlichen Thäler wurden die Regen- und Schneewasser der breiten Mississippi-Ebene zugeführt.

Im Osten bildete der Strom selbst die Grenze und gegen Westen und im Süden zogen sich die Wälder hin, die im Süden in einen jener ungeheuren Sümpfe, Swamps genannt, endeten, der den sichersten Schutz der Niederlassung gegen menschliche Feinde darbot.

Wir finden unsere Freunde noch ein paar Tagereisen weit von der Niederlassung entfernt, auf dem Wege dahin, im dichtesten Urwalde wieder.

Man befand sich gerade in jener herrlichen Jahreszeit, die man den indianischen Sommer zu nennen pflegt.

Die Wälder prangten in der wunderbarsten Farbenpracht.

Sykomoren, breitblättriger Ahorn mit seinen hundertfältigen Farbennüancen und verschiedene Mitglieder der großen Eichenfamilie vermischten ihr buntgefärbtes Laub mit den glühenden Farbentönen roth, gelb und violett blühender Lianen und den zum Genusse lockenden fruchtbeladenen

Weinreben, die sich anmuthig von Baum zu Baum in malerischen Festons schwingend, mit unwiderstehlicher Gewalt die Baumkronen fest in einander verketten.

Wo in diesem erhabenen Dome eine Oeffnung der sinkenden Sonne den Eintritt gestattete, schimmerte das lichte Grün von Gräsern und Kräutern hervor, wucherte der duftende Sassafras und der röthliche Sumachstrauch, welcher letztere mit seinen gedörrten Blättern, vermischt mit der Rinde der rothen Weide, den Indianern jenen beliebten Tabak, Kine-Kineck genannt, für ihre Calumets liefert.

Noch stand die Sonne, wenn auch schon dem Niedergange nahe, leuchtend am Himmel und vergoldete die Kronen der Riesenbäume und schon begann unten im Walde die Dämmerung, welche zur Ruhe mahnte.

Tiefes, feierliches Schweigen herrschte im Walde.

Kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume, kein Vogel ließ seine Stimme erschallen und doch vernahm das lauschende Ohr jenes geheimnißvolle unbestimmte Geräusch, welches nichts ist, als das Gewimmel und der Flügelschlag der zahllosen, kleinen Insekten.

Die Spitze des geräuschlos auf dem weichen Moosboden daher kommenden Zuges unserer Gesellschaft bildete Mr. Sayders.

Er schien seine Dispositionen schon vorher getroffen zu haben und ganz genau mit der Oertlichkeit bekannt zu sein, denn er blieb, ohne Umschau zu halten, plötzlich mit seinem Pferde auf einer kleinen Lichtung stehen, sprang ab und begann, ihm, ohne ein Wort an die Anderen zu richten, welches seine Absicht, hier zu rasten, kundgegeben hätte, den Zaum abzunehmen und den Sattel zu lockern, und ohne die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, ihm die Füße zu fesseln, bei dem vorzüglich geschulten Thiere für nöthig zu halten, gab er ihm mit einem liebkosenden Schlage auf den Hals und einem freundlichen Worte die Erlaubniß, sich in Freiheit seine Nahrung zu suchen, die später durch einige Hände voll Gerste vervollständigt wurde. Den klugen Kopf an der Schulter des Herrn reibend, entfernte es sich grasend.

Diesem Beispiele waren ohne viele Worte alle Uebrigen rasch gefolgt.

Ein Jeder wußte, was er zu thun hatte und eine Stunde später ruhten Alle nach eingenommenem Mahle rauchend und plaudernd um das gut unterhaltene Lagerfeuer.

Die Scenerie hatte sich inzwischen gewaltig verändert.

Einer Abendröthe von kupferfarbener Gluth, welche die Kronen der Bäume in Brand zu setzen schien, war fast ohne Uebergang, wie ein bleischwer niederfallender schwarzer Mantel, die Nacht gefolgt, fast greifbares Dunkel herrschte schon im Walde, als noch hier und da durch eine kleine Lücke in dem schwarzen Blätterdome das rasch erblassende Roth des Abendhimmels hindurch leuchtete.

Rasch war auch dies verschwunden und die Schaar freundlich blinkender Sterne versuchte vergeblich, ihr sanftes Licht in die Tiefe des Waldes zu senden, wo die Finsterniß des Erebus geherrscht hätte, wären nicht jene grün, gelb und blau aufleuchtenden phosphorescirenden Funken der Leuchtkäfer hier und da aufgetaucht, um blitzesschnell wieder zu verschwinden.

Statt der vorigen, stets den Sonnenuntergang begleitenden feierlichen Stille, erhob sich aus jedem Busch hervor verwirrtes Geräusch, hier hellklingende, schrille, dort tiefe, leise gurgelnde, murrende Klänge, der Ton schwerfälliger Tritte, der Flügelschlag und das Gekreisch zahlloser Nachtvögel, das heisere Gekleff umherstreifender Präric-

hunde, miauendes, fauchendes Schreien oder das kurze Gebrüll eines nach Beute umherstreifenden, hungrigen Panthers, dessen Augen aus dem Gebüsch heraus elektrische Blitze auf die Männer schießen, die, nachdem sie auf die ersten Laute solcher für ihre Pferde Gefahr verrathenden Stimme diese in Sicherheit gebracht, sich am Feuer so ruhig unterhielten, als säßen sie am Kamine ihrer friedlichen Heimath beieinander, so gewöhnt waren sie bereits an das entsetzliche Nachtconcert der Wildniß.

Sir Frank sagte:

„Sie glauben also, Mr. Sayders, daß es besser sein wird, wenn Sie vorerst allein Blancaville aufsuchen und den schwarzen Adler auf unsere Ankunft vorbereiten?“

„Ja, Mylord, so meine ich. Der schwarze Adler erwartet mich. Denn, wie ich Ihnen schon mittheilte, kehrte ich nach einer halbjährigen Abwesenheit zum Stamme zurück, als ich mit Ihnen zusammentraf.

Wie die Verhältnisse eben liegen —“

Er unterbrach sich, richtete sich aus seiner halb liegenden Stellung hastig empor und hob, zugleich Schweigen gebietend, die rechte Hand warnend empor.

Alle folgten seinem Beispiele und lauschten angestrengt in die Nacht hinein. Allein Keiner vermochte in dem Chaos der nächtlichen Töne einen bestimmten Laut zu unterscheiden, welcher die augenscheinliche Besorgniß des Jägers gerechtfertigt hätte.

Er hatte sich wieder niedergeworfen und das Ohr auf die Erde gepreßt.

Jetzt erhob er den Kopf und sagte ruhig:

„Es ist mir ein einzelner Reiter. Er hat wohl den Schein unseres Feuers gesehen, hat das Pferd verlassen und wird versuchen, uns anzuschleichen.“

Die letzten Worte waren kaum hörbar, denn schon war er, platt auf dem Leibe liegend, mit der Gewandheit einer Schlange fortkriechend, aus dem Lichtkreise des Feuers verschwunden, ohne daß das leiseste Geräusch seine Bewegungen verrathen hätte.

Die Zurückbleibenden verhielten sich lauschend in lautloser Erwartung, doch nicht ohne daß Jeder seine Büchse zur Hand genommen, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein.

Im Kopfe des Lieutenants Howard regten sich bereits allerlei abenteuerliche Vermuthungen von einem möglichen Ueberfalle der Rothhäute,

und er sah sich im Geiste schon mit ihnen im Kampfe.

Plötzlich durchzitterte ein schriller Entsetzensschrei die Luft und urplötzlich schwieg aller Lärm.

Es war die Furcht der Thierwelt vor der menschlichen Stimme, welche diese plötzliche Ruhe zu Wege brachte.

In der freilich nicht lange währenden tiefen Stille vernahm man deutlich das Geräusch eines lautlos geführten Ringens und das keuchende Athmen zweier Menschen, das sich rasch näherte. Gleich darauf trat Jack Sayders wieder in das Bereich des Feuers und die Aufgesprungenen sahen, daß er der Hilfe, welche sie ihm bringen gewollt, nicht bedurfte.

Er hielt den überwundenen Feind, einen jungen Indianer, mit dem rechten Arme schwebend fest an seine Brust gepreßt, während seine Linke die mit einem Messer bewaffnete Hand desselben festhielt, mittelst dessen Jener sich seiner zu entledigen suchte. Gerade vor dem Feuer setzte der Jäger die schlanke Gestalt, ohne die bewaffnete Hand freizugeben, ziemlich unsanft nieder und sagte:

„So, mein Bürschchen, jetzt wollen wir Dich näher betrachten und —“

„Jack! Jack! Du bist es!“ jubelte eine klang-

volle Stimme. Das Messer entfiel der vor Erstaunen von dem Jäger rasch freigegebenen Hand, und aufspringend, schlang der vermeintliche Feind beide Arme um den Nacken des sich forschend vorwärts Beugenden, und brach in ein herzbrechendes Weinen und Schluchzen aus.

„Janet! Alle Wetter! Du bist es! Ja, was machst Du denn hier, Kind, mitten in der Nacht?“ rief starr vor Ueberraschung Mr. Sayders, und verrieth so das Geschlecht des vermeintlichen Knaben.

„Wie unvorsichtig Du bist, Du Wildling!“ schalt er weiter.

„Was sind das nun wieder für Streiche! Geh, was wird der Vater sagen!“

„Der Vater! O, der Vater!“ schrie sie plötzlich auf, und sich hastig aufrichtend, wischte sie sich energisch die Thränen aus den Augen, und nun folgte eine Fluth von Worten in indianischer Sprache, die der augenscheinlich durch ihre Mittheilungen schwer bestürzte, ja erschreckte Mr. Sayders in derselben Sprache beantwortete.

Außer Mr. Thornton und dem Kapitän verstand Niemand ein Wort von den blitzschnell aufeinander folgenden Reden, obgleich der Lord sowohl als Mr. Howard sich eingebildet hatten, sie wären der Chyennsprache ganz mächtig.

Ueberdies verstand auch Mr. Thornton, dem die verschiedenen indianischen Idiome ziemlich geläufig waren, nur hin und wieder einige stärker betonte Worte, welche indessen seiner hohen Intelligenz genügten, sich Vermuthungen zusammen zu setzen, welche der Wahrheit sehr nahe kamen.

Der Kapitän jedoch fand, daß er allzuviel von dieser in seinen Kinderjahren von dem schwarzen Adler I. erlernten Sprache verlernt habe, um nur einigermaßen zu verstehen, um was es sich handle, und flüsterte Mr. Thornton zu:

„Der Teufel verstehe das Gegurgel in solcher Schnelligkeit! Werden Sie klug daraus?"

Achselzuckend entgegnete dieser:

„Na, viel verstehe ich auch nicht, Kapitän. Aber soviel doch, daß wir die schönsten Händel bekommen können.

Es scheint in Blancaville zu einer Katastrophe gekommen zu sein, welche die Häuptlingsfamilie in Gefahr bringt. Die Kleine ist von der Mutter dem erwarteten Freunde entgegen geschickt worden. Die Sioux, die v .... Höllenhunde, die ihre Krallen in Alles stecken, scheinen die Hand im Spiele zu haben. Ich rechne, Lieutenant Howard wird seine Sehnsucht, Indianerkämpfe zu sehen und womöglich mitzumachen, reichlich befriedigen können."

Der Lieutenant war aber so ganz Auge, schien so völlig hingenommen und versunken in den Anblick der Indianerin, daß er wenig von der Erklärung Mr. Thorntons hörte, und dies Wenige gar nicht beachtete.

So hatte er sich eine indianische Squaw freilich nicht vorgestellt.

„Bless my," dachte er, „wenn diese Indianerinnen alle so sind, dann nimm Dich in Acht, Freund Aubry."

Und in der That, sein Erstaunen war völlig gerechtfertigt. Es war eine Gestalt von wundervollem Ebenmaß der plastisch schönen Glieder, die da, halb in Jägertracht mit der blauen Blouse, halb indianisch den Unterkörper in reich befranzten Leggins von weichgegerbter, roth gefärbter Antilopenhaut, die zierlichen Füße mit Perlen gestickten Maccasins gekleidet, das reiche, schwarze Haar nach Kriegerart auf dem Wirbel festgebunden und mit den Federn des rothen Kardinal und eingeflochtenen Perlenschnüren geschmückt, ein weißes Wolfsfell über die Schulter geworfen, vor ihnen stand.

Der schöne, kleine Kopf, mit dem ovalen Gesicht von unbeschreiblichem Reiz, zeigte in den feinen Zügen des Letzteren ein Gemisch der reinsten

englischen und spanischen Race. Die leicht gebogene, classisch geschnittene Nase, der kleine, volle purpurrothe Mund, mit den perlengleichen Zähnen von bläulichem Schimmer, die großen blauen Augen von spanischem Schnitt, die im Laufe des Gespräches bald kühn oder zornig aufblitzten, bald melancholisch in ungeweinten Thränen schwammen; all' dies vereinigte sich zu einem Ensemble, zauberisch schön, gleich dem Traume eines Dichters.

Das liebreizende Mädchen schien, so weit es das sie ziemlich verhüllende Wolfsfell bemerken ließ, von völlig entwickelten, weiblichen Formen zu sein, obgleich sie wenige Monde mehr als vierzehn Jahre zählte.

Ebenso entwickelt, wie der Körper, mochte wohl auch der Geist sein, denn Mr. Sayders lauschte ihrer Rede mit einer Aufmerksamkeit und Achtung, welche sehr mit seinen anfänglichen Scheltworten contrastirte.

Endlich sagte er, sich wieder der englischen Sprache bedienend:

„Du hast Recht, Janet, so kann es gehen. Schade, daß Du kein Knabe geworden bist, auf Deinen Weibesschultern ruht wenigstens der Kopf eines Mannes."

Indem er sich der Gesellschaft wieder zuwendete, sprach er weiter:

„Wir kommen zur bösen und doch zur rechten Stunde hierher. Weit früher und weit schlimmer, als ich je erwartet und gefürchtet, ist über meinen Freund das Unheil hereingebrochen.

Es scheint eine ganze Verschwörung gegen ihn angezettelt zu sein, um ihn der Oberherrschaft über den Stamm zu berauben. Noch verweigerte man ihm nur den Gehorsam, aber wer kann wissen, ob man nicht schon in diesem Augenblicke ihn selbst bedroht.

Mrs. Blanca schickt mir durch die Tochter diese Nachricht und stellt es meinem Ermessen anheim, mir unter meinen Kameraden Hilfe zu holen.

Dieses Ansinnen aber verursacht mir Schrecken. Es muß schlimm, sehr schlimm stehen, da die kühne, stolze Frau sich dazu entschließt.

Legen Sie sich nieder, Gentlemen, und ruhen Sie ein paar Stunden. Ich muß eilig einige Meilen weit bis zur Hütte eines alten Jägers reiten, der statt meiner die Kameraden versammeln und Benett Hilfe bringen soll. Ich bin mit Tagesanbruch zurück und dann brechen wir auf, denn ich darf wohl voraussetzen, daß Sie, gleich

mir unverweilt meinem Freunde zu Hilfe eilen werden?"

Alle erklärten eifrig ihre Zustimmung und Lieutenant Howard meinte:

„Warum wollen Sie Zeit verlieren? Lassen Sie uns sogleich aufbrechen, wir sind sechs bis an die Zähne bewaffnete Männer und bedürfen wohl nicht fremder Hilfe. Bei der weiten Entfernung —"

Mr. Sayders unterbrach ihn. „Diese ist nicht so groß, als Sie denken, denn wir werden jetzt einen geheimen Weg nehmen, der uns allerdings durch die Swamps führt, uns aber schon um Mittag des morgenden Tages an Ort und Stelle bringt.

Es ist freilich ein sehr gefährlicher Weg, aber —"

„Was gelten Gefahren, wenn ein so edles Paar, als der schwarze Adler und sein kühnes Weib des Beistandes bedürfen!" rief voll feurigem Eifer der Lieutenant, was ihm zu seinem Entzücken einen dankenden Gluthblick der schönen Janet eintrug.

„Gehen Sie in Gottes Namen," sagte ruhig der Lord, als der Jäger, der statt aller Antwort nur den Kopf schüttelte und sein auf einen leisen

Pfiff herbeigekommenes Pferd bereit machte. „Wir werden zu schlafen versuchen, um alle Kräfte beisammen zu haben, wenn Sie zurückkehren."

Als Mr. Sayders sein Pferd bestieg, schickte sich Janet, deren Pferd ebenfalls gleich einem Hunde auf ihr Signal herbei getrabt war, an, seinem Beispiele zu folgen, ward aber zurückgewiesen.

Schweigend gehorchte sie, denn sie fühlte selbst allzuwohl, wie nöthig ihr die Ruhe sei.

Sie legte sich auf das in Eile für sie aus Decken bereitete Lager und versank, auf der einen Seite vom Feuer, auf der anderen von den im Halbkreise in respektvoller Entfernung um sie her gelagerten Männern geschützt, augenblicklich in einen tiefen Schlaf.

Die aufgehende Sonne fand unsere kleine Gesellschaft bereits auf dem Wege nach den Swamps. Nach einem Parforceritte von zwei Stunden langten sie bei der Hütte eines alten Indianers, der gelbe Rauch, auch der alte Bob genannt, an.

Hier war der Eingang in die Swamps. Die Pferde mußten hier zurückbleiben. Der alte Bob nahm sie in seine Obhut und versprach, sie auf nur ihm bekannten, geheimen Waldpfaden nach

dem Grabe des ersten schwarzen Adlers zu bringen.

Der Eingang in die schrecklichen Sümpfe, in welchen der Unglückliche, der sich ohne kundigen Führer in sie hineinwagt, rettungslos verloren ist, schien nicht so gefährlich, als Alle sich ihn vorgestellt hatten.

Es gab Anfangs eine Art gebahnten, durch Baumstämme hergestellten Weges, den auch die Pferde, das heißt die des Jägers und Janets, die hinreichend an Moräste gewöhnt waren, hätten gehen können.

Ueberhaupt besteht der Weg, welcher durch diese bodenlosen Moräste führt, nur aus Baumstämmen, die, halb im Schlamme vergraben, dem Fuße einen schlüpfrigen, unsicheren Stützpunkt gewähren.

Je weiter man aber in die Swamps eindrang, desto gefahrvoller ward der unsichere Weg.

Oft mußten weite Sprünge gewagt werden, um wieder einen Baumstamm zu erreichen, der sich dann unter der Last des darauf Springenden schwankend bewegte.

Den Abgleitenden oder Fehlenden erwartete das zähe, zitternde, glitzernde Schlammmeer oder

der geöffnete Rachen eines Alligator, von denen die Swamps wimmeln.

Einmal entging Lieutenant Howard nur durch den warnenden Zuruf Janets der Gefahr, auf den Rücken eines dieser träge im Schlamme liegenden Ungeheuer zu springen, das er für einen Baumstamm angesehen.

Schweiß- und schlammbedeckt, mit von der ungeheuren Anstrengung zitternden Gliedern, gelangte man endlich auf festen Boden. Alle — selbst der an die größten Strapazen gewöhnte Jäger war ziemlich ermüdet — waren so erschöpft, daß es nöthig war, sich eine kurze Ruhe zu gönnen.

Janet allein, die mit der Leichtigkeit und Sicherheit einer Gazelle von Stamm zu Stamm gesprungen war, zeigte keine Spur von Ermüdung und wäre am liebsten sofort zu ihrem Vater vorausgeeilt, um ihm das Nahen des Freundes und der Uebrigen zu melden.

Jack Sayders widersetzte sich jedoch dem auf das Entschiedenste und bestand darauf, daß sie im Gegentheile erst einige Zeit nach ihnen in der Niederlassung erscheine und sich bis dahin im Walde verborgen halten müsse, damit Niemand ahne, er sei schon von allem Vorgegan-

genen unterrichtet und von ihr herbeigeholt worden.

Wie schon oft, seit sie des Jägers Bekanntschaft gemacht, hatten Lord Denham und die Seinen Ursache zum Erstaunen über die Art des Auftretens dieses Mannes.

Wo in aller Welt hatte der einfache Jäger, der bescheidene Waldläufer, ganz abgesehen von seiner außerordentlichen Bildung, dieses vornehme Selbstbewußtsein, diese unbedingte Sicherheit der Gewohnheit des Befehlens her?

Obgleich sichtlich höchst ungern und mit innerem Widerstreben erkannte doch Janet seine Autorität ohne Widerrede an und blieb zurück, als die Gesellschaft aufbrach.

Mr. Howard wäre freilich am liebsten — zu ihrem Schutze, meinte er — bei ihr zurückgeblieben, kam aber mit seiner Frage, ob sie nicht, so allein gelassen, Gefahren zu fürchten habe, sehr übel an.

Sie lachte ihm ins Gesicht, schnippte verächtlich mit den Fingern und wandte ihm den Rücken.

Nach dieser zwar wortlosen, aber nichts destoweniger recht deutlichen Abweisung, jagte Mr. Howard mit hochrothem Gesicht den Uebrigen

nach, wo er nicht ohne einige spöttische Blicke und Sticheleien des Kapitän empfangen wurde.

Eine kurze Zeit ritt man schweigend dahin, da hielt Jack Sayders plötzlich sein Pferd an, rief den Anderen zu, ein Gleiches zu thun und lauschte.

Vom Pferde springend, warf er sich, das Ohr zur Erde geneigt, nieder, sprang aber rasch wieder auf und rief aufgeregt:

„Es ist richtig! Ich täusche mich nicht! In Blancaville scheint ein regelrechter Aufruhr ausgebrochen zu sein. Da — hören Sie es nicht? Diese Teufel von Indianer schreien ja, als brieten sie bereits in den Flammen der Hölle."

Obgleich nun Alle angestrengt nach der Gegend lauschten, wo Blancaville liegen sollte, vermochten sie doch nichts zu hören.

Der Kapitän allein glaubte ein Gellen gehört zu haben, wußte aber selbst nicht gewiß, ob es nicht nur Einbildung war, wie es zu gehen pflegt, wenn man angestrengt horcht.

Nachdem der Jäger einen Augenblick nachgedacht, sagte er:

„Unter diesen Umständen dürfte es höchst gefährlich sein, uns zu zeigen. Ich halte es für das Beste, wenn Sie hier bleiben und ich allein

auf Kundschaft ausgehe. Ich werde zwar alle Vorsicht anwenden, um nicht gesehen zu werden, aber der geübteste Kundschafter kann indianischer Schlauheit gegenüber nicht sicher auf Erfolg rechnen.

Die Chyennes wissen, daß ich ihren Häuptling wie einen Bruder liebe und so wäre es, wenn ich in die Hände der Partei geriethe, die sich gegen seine Herrschaft auflehnt, nicht unmöglich, daß man sich meiner Person versichert.

Mein Leben läuft kaum Gefahr, da ich als ein in den Stamm Aufgenommener einer der ihren bin, aber man wird mich gern verhindern wollen, meinem Freunde beizustehen.

Kehre ich also in einer Stunde nicht zurück, so hüten Sie sich, mir etwa zu folgen. So tapfer Sie Alle sein mögen, sind Sie doch viel zu Wenige, um uns helfen zu können.

Erwarten Sie daher Janet, die diesen Weg kommen muß, unterrichten Sie das Kind von dem, was mein Vorausgehen veranlaßte, und sagen Sie ihr, ich lasse ihr befehlen, Sie unverweilt zu dem ihr bekannten Sammelplatze meiner Kameraden zu führen, die, auf meinen Befehl in voriger Nacht benachrichtigt, mit der Abenddämmerung dort eintreffen werden.

Mit diesen erfahrenen Männern vereint, ich rechne auf dreißig bis vierzig, die in der Nähe sein mußten, sind Sie stark genug, uns Hilfe zu bringen.

Eilen Sie dann unter Führung Janets, welche die geheimen Wege kennt, nach Blancaville, und muß es denn sein, dann nieder mit den verrätherischen Hunden, die ihrem Wohlthäter mit solch' empörendem Undanke lohnen.

Seien Sie aber auf Ihrer Hut und bedenken Sie, daß es kein civilisirter Feind ist, den Sie vor sich haben.

Der Verwundete, dessen Leben soeben in Ihrer Hand war, dem Sie großmüthig Pardon gegeben, schießt Sie nieder, sobald Sie ihm den Rücken wenden, wenn Sie unvorsichtig ihm die Waffe gelassen.

Großmuth gilt im Allgemeinen dem Indianer als feige Schwäche und der anscheinend friedlichste, sanfteste Indianer wird, wenn das Kriegsbeil ausgegraben ist, gewöhnlich ganz so zur Bestie, wie die wildeste Rothhaut. Vergessen Sie das nicht."

Damit wollte er gehen.

Doch Sir Frank hielt ihn durch die Bemerkung zurück: „Wenn aber Janet, die Gefahr

der Ihren durch Ihr Außenbleiben vergrößert sehend, sich weigert —"

„Sie wird sich nicht weigern, denn sie weiß, daß sie allein nichts, die vereinte Kraft von fünfzig Männern dagegen Alles thun kann zur Rettung der Ihren."

Eiligen Schrittes vertiefte er sich in den Wald, wo er bald den Nachblickenden verschwand.

Noch war die Stunde nicht verflossen, als er eiliger, als er gegangen, zurückkehrte, doch zeigte sein düsteres Aussehen, daß es keine guten Nachrichten waren, welche er brachte.

Alle überstürzten ihn mit Fragen, aber er beantwortete vor der Hand nicht eine einzige.

Schweigend setzte er sich auf den umgestürzten Stamm einer Rieseneiche und versank in ein angestrengtes Nachdenken, in dem ihn auch Niemand zu stören versuchte, obgleich Alle sehr begierig auf Nachrichten waren.

Endlich sprang er auf und schien mit sich im Reinen zu sein, denn sein Aussehen war, obgleich schwer ernst, doch nicht mehr so düster, wie vorher.

Zu den Anderen tretend, sagte er: „Die Sache steht so schlimm als möglich. Mein Freund und

die Seinen sind Gefangene der Sioux, welche von den verrätherischen Schurken den Medicinmännern und dem springenden Bären, einem nahen Verwandten der einst von Blanca erschossenen Antilope, bei der von ihnen angezettelten Revolte zu Hilfe gerufen wurden.

Jetzt lernt mein armer Freund die Wahrheit meiner beständigen Behauptungen, daß er für alle seine Sorgen und Mühen nur Undank ernten werde, und daß es vergeblich sei, einen Dornenstrauch durch darauf gepfropfte Fruchtreiser veredeln zu wollen, gründlich einsehen.

Unter diesem Stamme, dem er aus Liebe zu seinem edeln Weibe sein Leben geweiht, für den er sich gesorgt und gemüht, für den er gearbeitet hat, gleich einem Sclaven, für den er durch unendliche Mühe, nach tausend Chikanen, die er überwinden mußte, endlich doch die für alle Zeiten feststehende Unantastbarkeit des von ihm bewohnten Territoriums von der Regierung erlangt, für dessen Wohlstand er sein und seines Weibes halbes Vermögen geopfert hat, halten zehn, nur zehn Krieger treu bei ihm aus. Von den Uebrigen sind die überwiegende Anzahl aufgehetzt zu seinen Feinden übergegangen, die Anderen halten sich neutral und schauten ruhig zu, wie man ihn ver-

läumdete, verfolgte und seinen bittersten Feinden, den Sioux, deren Häuptling, der gefiederte Pfeil, sein erbitterter Nebenbuhler um die Oberherrschaft über die Stämme ist, auslieferte."

Die allgemeinen Ausrufungen der Theilnahme und der Indignation über so viel Undank und Verrath unterbrach die Ankunft Janets, die sogleich aus dem Umstande, sie noch an dieser Stelle zu finden, Unheil ahnend, Jack Sayders mit Fragen bestürmte.

Mit wunderbarer Fassung ertrug das junge Mädchen die schlimme Kunde. Die Thränen, welche ihre Augen füllten, traten nicht über die Wimpern, die aufblitzende Gluth des Zornes verzehrte sie rasch. Die schmalen Hände ballend, hörte sie stumm und kopfnickend den Plan an, den der Jäger ihr in indianischer Sprache mittheilte.

Beide wechselten dann noch einige hastige Reden. Hierauf schüttelte Janet ihrem Freunde die Hand, nickte den Anderen einen kurzen Gruß zu und eilte in der Richtung, welche vorher Mr. Sayders genommen, von dannen.

„Aber um des Himmels Willen!" rief der Lieutenant. „Wie können Sie das Lamm in den Rachen des Löwen senden? Wozu soll sie die Zahl der Opfer vergrößern?"

„Pah! Beunruhigen Sie sich nicht um das Kind, Lieutenant Howard. Niemand wird ihr ein Haar krümmen. Das Lamm da ist vielmehr im Stande, in den Rachen des Löwen einen solchen Keil zu treiben, daß dieser voraussichtlich nicht leicht Jemanden verschlingen wird."

Kurz auflachend, wendete er sich zu Lord Denham und sagte, es sei Zeit, sich schleunigst auf den Weg zu machen, um an dem Sammelplatze der Jäger mit diesen zusammen zu treffen.

11.

Die Flucht.

Man fand nicht nur vierzig, was Mr. Sayders als höchste Zahl angenommen, sondern fünfundfünfzig wohlbewaffnete Männer auf dem Platze.

Der schwarze Adler genoß, so wenig er auch mit den Weißen verkehrte, eine allgemeine Achtung, da man seine Intervention bei Uebergriffen seines eigenen oder anderer verbündeter Stämme nie ohne günstigen Erfolg in Anspruch nahm, sein Edelmuth und seine unparteiische Gerechtigkeitsliebe waren unter den Trappern sprichwörtlich geworden. Man war also gern und eilig gekommen, ihm Hilfe zu leisten.

Zu diesem guten Motive kamen freilich noch allerhand weniger gute.

Diese Abenteurer, aus denen zum größten Theile die Schaar bestand, ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, welche ihnen nicht nur einen ernstlichen Kampf, sondern auch im Hintergrunde möglicherweise gute Beute versprach.

Blancaville war fast für alle eine Terra incognita, aber je weniger sie davon wußten, desto schöner dachten sie es sich und um so reicher hielten sie dessen Bewohner.

Wäre nun auch die Hoffnung auf Beute vielleicht eine trügerische, so rieben sich doch Alle mit dem größten Vergnügen an allen Indianern, gleichviel, welches Stammes sie auch waren.

Jack Sayders ward einstimmig als Anführer erwählt, er entwickelte seinen Feldzugsplan, ernannte den alten Chatillon zu seinem Adlatus, und eine Stunde nach Sonnenuntergang brach die Schaar, in zwei Treffen getheilt, das eine unter Mr. Sayders, das andere, unter Chatillon, vom Sammelplatze auf. —

Es ist Mitternacht.

In Blancaville, das zum größten Theile aus Blockhäusern nach amerikanischer Art, zum kleinsten aus Zelten von Bisonhaut bestand, herrschte die tiefste Stille.

Die wild erregten Leidenschaften, die während

des Tages in gährendem Durcheinander sich Luft gemacht hatten, schienen gewichen, friedlich schlummerten dieselben Menschen, die sich mit wüthendem Geschrei und wilden Anklagen gegen ihren Wohlthäter gewendet oder gleichgültig zugesehen hatten, wie man ihn seinen bittersten Feinden überantwortete.

Die Sioux hatten ihr Lager hart am Dorfe am Waldessaume aufgeschlagen.

In weitem Halbkreise lagen sie in ihre Mäntel und Decken gehüllt um ein Feuer her und schliefen.

Nur zwei Wachen, standen von den hin und wieder aufzuckenden Flammen beleuchtet, die ihre nackten, bunt bemalten Oberkörper wie aus getriebenem Kupfer erglänzen ließen, unbeweglich, wie aus Stein gehauen, in geringer Entfernung von einem neben dem Feuer sitzenden Manne.

Die blonde Löwenmähne und der röthlich angehauchte, bis zur halben Brust fallende Bart, die weiße Haut, verrathen uns in ihm Oswald Benett, den schwarzen Adler.

Der große Häuptling besitzt eine herkulische Gestalt, doch das edle Haupt, mit dem kühn geschnittenem Gesicht, das der Schatten tiefen Trübsinnes verfinstert und entstellt, ist gramgebeugt auf die Brust hinabgesunken.

In einer Haltung innerer Gebrochenheit, die Hände über den Knieen zusammengefaltet, das Herz voll tiefster Bitterkeit und Schmerz über all die vergeblichen Opfer, welche er diesen undankbaren Menschen gebracht hat, sinnt er nach über den Verlust aller seiner Hoffnungen. Nicht seinem eignen Falle und dem Unglück, das ihn und die Seinen getroffen, gilt sein Schmerz in diesem Augenblicke, sondern der Unmöglichkeit, nun das Ziel zu erreichen, dem er zugestrebt.

Er sieht voraus, daß Alles, was er zu Gunsten des rothen Volkes erdacht, gethan und geschaffen, jetzt nicht nur in Frage gestellt, sondern fraglos dem Untergange geweiht ist. Die angebahnte und in so vielen Richtungen hin bereits vollführte Civilisation dieser Menschen lebt und stirbt mit ihm, dessen ist er sich vollbewußt.

Die hohe Aufgabe, der er sein Leben und die besten, edelsten Kräfte seines Geistes geweiht, soll nichts sein, als eine Schrift in den Sand geschrieben, welche der erste Sturm verweht.

Und dann sein Weib, sein edles, hochherziges, tapferes Weib, was wird aus ihr, die man fernhält von ihm?

Was wird aus seinen beiden Knaben, auf die er so große Hoffnungen gebaut?

Was aus seiner lieblichen Waldrose, seiner Janet? Soll sie mit ihren reichen Anlagen, mit ihrem begabten Geiste, den er in europäischer Weise zu bilden sein Bestes gethan, die Squaw eines dieser rohen Indianer werden?

Sollte sie —

Ein Schatten glitt zwischen ihn und das Feuer, zwei weiche Arme schlangen sich um seinen Hals, und seines Lieblings weiche Silberstimme flüsterte Worte zärtlicher Liebe in des Vaters Ohr.

Ungesehen, ungehört von ihm, der seinem bitteren Kummer ganz dahin gegeben, von der Außenwelt nichts sah, noch hörte, war sie, diesmal in Frauentracht und geschmückt wie zu einem Feste, in ihrer ganzen Lieblichkeit vor die überraschten Sioux hingetreten und ihrem zauberischen Lächeln, ihren Bitten war es gelungen, die Erlaubniß zu erhalten, die noch übrigen Nachtstunden bei dem Vater verweilen zu dürfen.

Als Belohnung wanderten zwei verborgen gehaltene Flaschen des besten Whisky, wie sie versicherte, in die Hände der freudig überraschten Krieger.

Sie waren jedoch Beide ihrer Pflicht zu gut eingedenk, um der starken Verführung, das geliebte Feuerwasser jetzt zu versuchen, sogleich zu

erliegen. Außerdem genirte sich Einer vor dem Anderen. Wäre ein Jeder allein gewesen, wer weiß, was geschehen würde, so aber, nein bewahre, die Pflicht vor Allem.

Morgen war ja auch ein Tag, der Göttertrank verlor bis dahin nichts von seiner Kraft.

Aber, war der Whisky auch wirklich gut? War er recht? riechen durfte man wohl einmal daran. Niemand sah es ja. Der Lüsternste theilte seine Bedenken und diese Ansicht dem Kameraden flüsternd mit, der froh, so verwandten Gesinnungen zu begegnen, statt aller Antwort seine Flasche öffnete und seine weiten, schon im Vorgenuß des Lieblingsgeruches vibrirenden Nüstern deren Halse näherte.

Ah! wie das duftete! Ja, das war echter Stoff. Schade, daß man nicht —

Er warf einen fragenden Blick auf den Gefährten, und da dieser ihm verständnißvoll zunickte, setzte er die Flasche an die lechzenden Lippen und that einen herzhaften Zug, der fast die Hälfte des ganzen Inhaltes verschwinden ließ.

Gewiß, ein einziger Schluck konnte ja nichts schaden. Das warf einen Krieger wie ihn nicht um.

Widerstrebend die Flasche absetzend, sah er,

daß sein Gefährte seinem Beispiele in jeder Beziehung gefolgt war.

Beide grinsten einander an, schmatzten mit den Lippen, verschlossen die Flaschen sorgfältig und ließen sie in den Decken von Büffelhaut verschwinden, die zu ihren Füßen lagen, wobei sie nicht verfehlten, einen scheuen Blick auf ihren Gefangenen zu werfen.

Hatte der große Häuptling diese für eine indianische Wache ganz unerhörte Pflichtverletzung gesehen?

Doch sie glaubten darüber ganz beruhigt sein zu dürfen, er hielt die Tochter auf seinen Knieen und Beide flüsterten eifrig mit einander in englischer Sprache.

Natürlich, sie hatte ihm wohl viel zu sagen. Sie hatte dem schwarzen Adler wohl Botschaft von seinem Weibe, der weißen Blume, gebracht, die zwar mit ihren Söhnen im eigenen Hause gefangen gehalten, aber innerhalb desselben in der Freiheit ihrer Bewegungen nicht gehemmt und mit der ihr gebührenden Achtung behandelt wurde.

Beruhigt gaben sich die Wachen von Neuem ganz ihrer Pflicht hin, die ihnen jedoch von Minute zu Minute schwerer wurde.

Sie strengten alle ihre Geisteskräfte auf das

Aeußerste an, dem Schlafe, der sich bleiern auf ihre Augenlider niedersenkte, zu widerstehen. Doch der starke Schlaftrunk, den Janet aus Kräutern, nach Anweisung Mr. Sayders bereitet und in den Whisky geschüttet hatte, beugte ihren Willen und ihre stoische Widerstandskraft mit unwiderstehlicher Gewalt seiner Macht. Sie kämpften vergeblich gegen ihn. Sie wollten rufen, damit Andere ihre Stelle vertreten möchten, da ihnen eine Ahnung der List auftauchte, deren Opfer sie geworden.

Allein auch das war zu spät. Sie öffneten den Mund, aber kein Laut drang hervor. Die Zunge war wie gelähmt, die Augen sanken zu. Willenlos gaben sie der unwiderstehlichen Gewalt des Schlummers nach und legten sich nieder, dazu reichte der letzte Rest mechanischen Bewußtseins eben noch hin, denn kaum lagen sie, so streckten sich die Glieder wie bei einem Leichname, steif, wie ein Stück Holz, wurden die beiden Körper, in denen nur noch der sehr leise gehende Athem verrieth, daß noch Leben in ihnen sei.

Den beiden Plauderern am Feuer war nichts von dem Allen entgangen. Als Jene zu Boden sanken, sprangen Diese auf. In einem Augenblicke war das Feuer auseinander gerissen und aus des Häuptlings Büffelmantel durch geschickt

untergestemmte Hölzer, die zur Nahrung des Feuers vorhanden waren, mit Hilfe der wohl bekannten Federkrone, aus den Flügelfedern des Königs der Lüfte, dem der Häuptling seinen Namen verdankte, die Gestalt eines ausgestreckten, schlafenden Menschen hergestellt.

Zwei weite Sprünge, wie sie wohl die fliehende Gazelle und der verfolgende Löwe thut, einige Minuten athemlosen Laufens Hand in Hand, und Vater wie Tochter befanden sich in Sicherheit, inmitten einer Schaar Jäger, die auf das Signal des Feuerzerstreuens aus dem verbergenden Walde hervorgebrochen waren, nachdem sie durch wohlgezielte Pfeilschüsse die auch hier aufgestellten Wachen lautlos beseitigt und deren Todesröcheln durch rasch übergeworfene Decken erstickt hatten. Der schwarze Adler drückte dankbar die nächsten ihn bewillkommend entgegengestreckten Hände und sagte mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Dank! Dank, meine Freunde, für Eure rasche Hilfe. Ich werde Euch das nie vergessen! Doch lasset uns nicht zögern, auch mein Weib und meine Knaben zu befreien —“

„Das geschieht bereits in diesem Augenblicke,“ erwiderte Chatillon, denn seine Abtheilung war es, die den Häuptling und sein Kind aufnahm.

„Die lange Büchse selbst hat mit der anderen Abtheilung das unternommen, und — ah, da ist das Zeichen. Es ist gelungen, sie sind befreit."

Das verabredete Zeichen bestand in dem in bestimmten Intervallen erfolgendem Geschrei eines Brüllfrosches, das meisterhaft nachgeahmt wurde. Einen Augenblick später stand, wie aus der Erde emporgeschossen, mitten unter ihnen einer der dem Häuptling treu gebliebenen Krieger.

Er begrüßte diesen mit rührender Freude und brachte die Nachricht, die weiße Blume sei mit ihren Söhnen in Sicherheit und lasse den schwarzen Adler wie die Waldrose bitten, mit den Freunden zu dem Grabe des alten Häuptlings, ihres Großvaters, zu kommen, wo sie ihrer mit den anderen Freunden harre.

„Aber — sollen denn diese Siouxhunde dort so ungestraft davon kommen?" murrten die Männer, als der Häuptling sie aufforderte, ihn zu begleiten.

„Wollt Ihr sie im Schlafe überfallen? Wäre das weißer Männer, wäre das Christen, die ihr doch seid, würdig?" fragte er vorwurfsvoll zurück.

„Ach was! Würdig oder nicht! Klug wäre es jedenfalls, wenn wir so Viele umbrächten, als

wir nur können! Jeder, den wir umbringen, ist ein Verfolger weniger, denn sie werden uns bald genug auf den Fersen sein."

So und ähnlich schwirrten die gedämpften Reden durcheinander.

Der schwarze Adler erwiderte:

„Das Letztere weiß ich und wünsche es sogar, denn glaubt Ihr nicht, daß ich nach Rache lechze? Aber Schlafende überfallen können nur Indianer, und wie sehr ich mich auch bemüht habe, mir die Sitten des von mir beherrschten Stammes anzueignen, bin ich doch in dieser Beziehung ganz der Sohn meines Vaterlandes geblieben und betrachte das als eine schimpfliche That.

Außerdem, meine Freunde, wollet Ihr bedenken, daß, wenn wir jetzt den Kampf beginnen, es nicht umgangen werden könnte, daß die Cheyennes mit hineingezogen würden. Soll nun ich Die morden, deren Wohl ich bisher mein Leben geweiht habe? Nein, Ihr könnt solch' ehrlose Handlungsweise unmöglich von mir erwarten. Schließen jedoch Mitglieder des Stammes sich den Sioux noch weiter zu unserer Verfolgung an, dann sollen sie haben, was sie verdienen, und erbarmungslos von meiner Hand den Lohn für ihren schändlichen Undank erhalten."

„Er hat Recht, Kinder. Eilen wir, uns mit der langen Büchse zu vereinen," sagte Chatillon, und, ihm beistimmend verschwand hinter dem eilig voranschreitenden schwarzen Adler und seiner Tochter die Schaar im Walde.

Die Befreiung Blanca's und ihrer Knaben war inzwischen geschehen und noch viel einfacher, viel weniger schwierig gewesen als der ihres Gatten.

Eine dritte, von Janets Hand gewürzte Flasche Whysky hatte auch die Mutter von ihrer Wächterin befreit und ihr die Flucht zu den ihrer harrenden Jack Sayders und seiner Schaar ermöglicht.

Von Mr. Sayders und ein paar ihrer Getreuen erwartet und zu der ihrer harrenden Schaar geleitet, wurde sie an deren Spitze von Sir Frank bewillkommnet, von dessen Anwesenheit Mr. Sayders sie im Fluge unterrichtet hatte, ohne jedoch des Anlasses zu erwähnen, der ihn nach Blancaville geführt.

Das tiefe Dunkel der Nacht verhinderte sehr zum Leidwesen unserer speziellen Freunde, daß sie das Aeußere ihrer interessanten Bekanntschaft in Augenschein nehmen konnten. Aber das klangvolle Organ, die gebildete Ausdrucksweise, die

knappe, stolze Gemessenheit ihrer Rede und die in Anbetracht der Umstände, unter denen sie sich trafen, bewundernswürdige Ruhe dieser Frau, machte den vortheilhaftesten Eindruck auf Sir Frank und die Seinen, erhöhte aber auch ihr Verlangen, dies ausgezeichnete Weib von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Bald eilte man weiter dem verabredeten Sammelplatze zu, bei dem man zuerst anlangte.

Als endlich der schwarze Adler, der seiner Befreiungsschaar weit vorauseilte, anlangte, da sprang Blanca, die bis dahin ruhig am Fuße des hohen Grabhügels*) ihres Großvaters gesessen hatte, wie elektrisirt empor und warf sich lautlos in ihres Gatten entgegengestreckte Arme. Und jetzt wich einen Moment ihre an Kälte streifende hoheitsvolle Ruhe.

---

*) Dieser Grabhügel, in dem Djola der schwarze Adler an der Seite seiner Gattin, der Donna Blanca de Medellia Couvillas, schlummerte, war eine auf seinen Befehl erfolgte gewaltige Abweichung von den indianischen Sitten. Die Indianer pflegen ihre Todten im vollen Schmucke, die Waffen und das Calumet zur Seite, in Decken gehüllt, auf hohen Gerüsten zu bestatten.

Mit einem zwar kurzen, aber überaus heftigem Schluchzen zollte sie ihrem Geschlechte den Tribut.

Nach ihr drückte der schwarze Adler seine sich an ihn hängenden Knaben und dann den Freund an sein Herz. Hierauf sprach er in einigen kurzen, aber tief empfundenen Worten seinen Dank an die Retter aus und ergriff dann ohne viele Umstände den Oberbefehl, indem er schleunigen Aufbruch anordnete.

Hier, wo die Pferde der Jäger und Trapper einigen Wachen anvertraut gewesen, fand auch Sir Frank mit seiner Gesellschaft die von dem alten Bob hierher gebrachten eigenen Pferde; wie auch die Häuptlingsfamilie ihre durch die Fürsorge ihrer Getreuen herzugeführten Reitthiere fand.

Nach einem kurzen herzlichen Abschied von seinen Getreuen, deren angebotene Begleitung er mit der Hindeutung auf die eigenen Familien derselben, mit denen er sie nicht in Conflikt bringen wollte, ganz entschieden ablehnte, bestieg der Häuptling sein Pferd und gab damit das Zeichen zum Aufbruch.

Man kam nicht sehr rasch vorwärts, da die tiefe Dunkelheit zur Vorsicht mahnte.

Ueber die Richtung der Flucht befragt, theilte Jack Sayders Sir Frank mit, daß der Häuptling beschlossen habe, die Verfolger, welche, wenn seine Flucht mit Tagesanbruch entdeckt werde, nicht lange auf sich warten lassen würden, in einem engen, schluchtähnlichen Thale, welches etwa vier Meilen von Blancaville entfernt liege und noch zu seinem Territorium gehöre, zu erwarten.

Zahlreiche Felsengruppen, welche darin verstreut sich fänden, seien wie geschaffen zu natürlichen Verschanzungen, hinter denen man sich gegen einen weit zahlreicheren Feind, als sie zu erwarten haben würden, erfolgreich vertheidigen könne. Vorausgesetzt, daß es ihnen gelänge, rechtzeitig vor den Verfolgern dort anzukommen, um Stellung zu nehmen.

Und denken Sie, daß uns dies gelingen wird?" fragte Lieutenant Howard eifrig.

„Quien sabe!"*) erwiderte der Jäger lakonisch.

Nach einer Pause setzte er hinzu: „Indessen hoffe ich es. Denn es ist sehr wünschenswerth, daß wir mit dem Feinde fertig werden, ehe er

*) Wer weiß es.

Succurs erhält, nach dem dieser alte Fuchs, der Siouxhäuptling, sicher senden wird, sobald er durch unsere Fährten entdeckt, wie groß die Zahl der Begleiter des schwarzen Adlers ist.

Wir haben nur Proviant für einen, höchstens zwei Tage, und sind genau zwei Tagereisen von dem Fort Weding entfernt, wo wir ihn ergänzen können.

„Bah! was macht das für so viele geübte Jäger in einem Lande aus, das von Wild aller Art wimmelt!“

„Sehr richtig, Mr. Howard. Nur gehört, um Wild zu erlegen, vor allen Dingen dazu die Freiheit der Bewegung.

Werden wir nun nicht bald, mindestens bevor die Sonne im Zenith steht, mit dem Feinde fertig, so dürfte das Thal des rothen Steins, so heißt der gewählte Kampfplatz, zu einer hübschen Mausefalle für uns werden.

Unübersteigbare Felsenwände fassen von beiden Seiten das schluchtähnliche Thal, das eigentlich nichts ist als eine ungewöhnlich breite, beinahe eine Viertelmeile lange Wasserrinne, ein.

Reiten wir nun auf einer Seite hinein, so haben wir den Feind hinter uns.

Zurück können wir also nicht.

Gelänge es nun dem Feinde, uns dort so lange aufzuhalten, bis der Succurs kommt, so könnte uns dieser den Ausgang von der anderen Seite verlegen und wir befänden uns zwischen zwei Feuern.

Oder er hungert uns aus."

„Goddam! Das wäre eine niedliche Falle," brummte Kapitän Hill.

„Warum aber wählt der schwarze Adler einen so gefährlichen Kampfplatz?

Kann der Feind nicht doch die Felsen erklimmen und uns von Oben beschießen?"

„Nein, das kann er nicht. Denn wie ich schon sagte, diese schroffen Felswände sind selbst für Indianer unersteiglich. Und warum er gerade diesen Ort gewählt?

Weil er nicht mit ihnen kämpfen, sondern sie vernichten will.

Glauben Sie nicht, daß das Herz dieses Mannes mit vollem Recht von Bitterkeit und Rachsucht überquillt?

Er will, daß nicht Einer seiner Feinde, dieser hündischen Sioux, und soll es denn sein auch Keiner der ihn etwa bis hierher verfolgenden eigenen Unterthanen, die ihm seine zahllosen Wohl-

thaten durch den schändlichen Verrath gelohnt, die Heimath wieder sehen soll.

Kurz, er will sie aus dem Hinterhalte vernichten, ohne die Seinen auszusetzen, und dazu ist jenes Thal wie geschaffen."

„Aber," begann Sir Frank, wurde aber sofort von dem Jäger unterbrochen.

„Nein, sagen Sie nichts, Mylord. Ich verstehe und weiß alles, was bei meiner Entwickelung dieses Planes in Ihren Herzen vorgegangen ist. Sie wollen eine solche Kriegführung tadeln. Thun Sie das nicht, hier passen Ihre europäischen Begriffe nicht her. Indem mein Freund sich und den Verlust seiner großen Idee an diesen Siouxhunden, diesen Frauenschändern und Kindermördern rächt, rettet er vielen Weißen Leben und Ehre, Hab und Gut. Denn er kennt wohl den eigentlichen Grund ihres Hasses gegen ihn, es ist der, daß seine Obermacht bisher den Ausbruch des allgemeinen Krieges gegen die Weißen verhindert hat. Nun es gelungen ist, ihn zu stürzen, sind die Weißen der Grenze keinen Tag mehr sicher vor den rothen Bluthunden.

Hätte ich Zeit, ich wollte Ihnen erzählen von den Greueln, welche die Sioux, gerade derselbe Stamm, der uns verfolgt, im letzten Kriege ver-

übten, und ich bin gewiß, daß auch Sie in den Ruf einstimmen würden, Großmuth gegen diese Bestien sei ein Verbrechen, begangen an den weißen Brüdern an der Grenze."

Ende des dritten Bandes.

Adolf Nieſe, Saalfeld i. Th.